This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1838
C3A6
1843
v.1

n Greiz

In memory of William H. Bonsall
A.B. Stanford '34, LL.B. Harvard '38

From the fund given by his parents
Samuel N. Bonsall and
Mabel Bowler Bonsall, A.B. '11

Stanford University Libraries

COLLEY

Familien-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie

in 100 Bänden.

Acht und sechzigster Band.

Anthologie aus den Werken

des

Heinrich Joseph Edler von Collin.

Erster Theil.

Familien-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie

in 100 Bänden.

Acht und sechzigster Band.

Anthologie aus den Werken

des

Heinrich Joseph Edler von Collin.

Erster Theil.

Mit Biographie und Portrait.

Hildburghausen und Amsterdam.

Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1843.

PT 1838
C3A6
1843
v.1

Biographie des Dichters.

Heinrich Joseph Edler von Collin.

Geboren 26. December 1771. Gestorben 28. Juli 1811.

Heinrich Joseph Collin wurde den 26. December 1771 zu Wien geboren. Sein Vater gleiches Namens zeichnete sich als praktischer Arzt durch sein Glück am Krankenbette, so wie durch seine angestrengten Forschungen im Gebiete der Wissenschaft aus. Seine Mutter, Elisabeth von Fichtl, war die Tochter des niederösterreichischen Landschaftssyndikus, und Collin selbst, mit dessen Leben unsere Feder sich hier beschäftigt, war die zweite Frucht dieser Ehe.

Nur die erste Zeit seiner Kindheit brachte Collin im väterlichen Hause zu. Der Vater, obgleich ihn innig liebend, zeigte doch gegen ihn eine vorzügliche Strenge; und wenn der Kleine, was sich oft ereignete, über der Beschäftigung mit der trockenen Sprachlehre u. dgl. unvermerkt in Träu-

mereien versank, und bei den kurzen täglichen Prüfungen, die der Lehrer mit ihm vornahm, nicht bestand, fiel er einer harten Strafe anheim. Obwohl indeß manche der vorgeschriebenen Lehrgegenstände ihm nicht behagten, so war doch das Lesen überhaupt ihm eine gern gesuchte Beschäftigung. Die damaligen Kinderschriften, besonders Weiße's Kinderfreund, las er mit großer Begierde, um so mehr, da er die Freiheit, sie zu lesen, nur als Belohnung für die erworbene Zufriedenheit mit seinem Betragen zu erhalten pflegte. Sein Lesebedürfniß ward aber durch diese Vergünstigungen keineswegs gestillt; und als einst einer der Bücherschränke, der in dem Bibliothekzimmer keinen Platz mehr hatte, in seiner Stube aufgestellt wurde, wuchs mit dem täglichen Anblicke der Bücher seine Begierde, sie zu lesen, so unwiderstehlich, daß er endlich im Geheim eine der Glasscheiben zerbrach, und sich so einen verbotenen Weg zu dem heißersehnten Schatze bahnte. Die zerbrochene Scheibe wurde freilich bald entdeckt, durch eine gute ersetzt und ihm die kurze heimliche Belustigung für die Zukunft entzogen.

Er spielte gern, doch zeigte er bei allen seinen kindischen Beschäftigungen immer einen großen Ernst; Alles, was den Charakter der Feierlichkeit an sich trug, war ihm vorzüglich anziehend. So ließ er einst einem Vogel, der zwischen der Thüre todt gedrückt wurde, einen Sarg machen, und mit dem Gesange: „der Vogel ist todt, o weh'!" auf das Feierlichste bestatten.

Schon in der frühesten Zeit seines Knabenalters ward der Grund zu seiner spätern Liebe für Dichtkunst gelegt, denn der Vater, ein vielseitig gebildeter Mann, suchte die Fähigkeiten des Knaben mannigfaltig aufzuregen. Er war ein Freund von Gellert's Fabeln, diese mußte der Kleine

ihm oft und wiederholt vorlesen, theils, um sich im Vortrage zu üben, theils, um die einfache Moral und die zarte Schönheit dieser kleinen Dichtungen sich einzuprägen. Durch die Aufführung einiger Kinderkomödien, die der Vater aus Weiße's Kinderfreund in der Familie aufführen ließ und worin Heinrich Collin mit Auszeichnung für sein Alter spielte, erwachte in ihm, wie er selbst sagte, die Neigung zur Schauspielkunst, die ihn seitdem nicht mehr verließ.

So war unter Spielen und ernsten Beschäftigungen sein neuntes Jahr herangekommen, als der Tod seinen Vater hinraffte und die Wittwe sich in schmerzlicher Einsamkeit im Kreise ihrer Kinder allein sah.

Die Erziehung Heinrichs wurde nun dem Löwenburgischen Collegium übertragen, es war im Herbste des Jahres 1782. Dieses Institut war damals in seiner schönsten Blüthe. Eine neue Welt des Wirkens und der Thätigkeit ging dem jungen Collin überraschend auf, als er sich auf einmal in einen so reichen Kreis jugendlicher, emporstrebender Talente versetzt fand, und es ward sein fester Entschluß, durch Anstrengung aller seiner Kräfte einen ehrenvollen Platz unter seinen Mitschülern zu erwerben.

Schon im ersten Jahre seines Aufenthaltes verfertigte er ein kleines Schauspiel: der Abschied des Kriegers, das am Geburtstage seiner Mutter von ihm und seinen Geschwistern mit großem Fleiße aufgeführt wurde. Eben so verfertigte er später, von dem tiefsten Schmerze über den Verlust des theuern Vaters durchdrungen, eine Elegie, die er zwar nicht aufbewahrte, an welche er sich aber immer gern erinnerte, weil sie so ganz aus seinem tiefsten Herzen geflossen war. Er zeigte dadurch wohl ungewöhnliche

lage zum Dichter; es fiel aber Niemanden bei, diese Anlage voreilig zur Frucht zu treiben. Denn alle Kunst, aus der innern Tiefe des Gemüths hervorquellend, verlangt zuerst eine volle, reiche Ausbildung, das heißt Reife, und vermag ohne diese nicht zu bestehen. Wenn aber gleich Collin bei seinen ersten Versuchen, zu dichten, keine besondere Aufmunterung fand, so war ihm doch nichts desto weniger die Dichtkunst selbst eine ehrwürdige Kunst, und der Dichter eine heilige Erscheinung. Klopstock's Oden, vorzüglich aber dessen Messias, wirkten auf ihn bei wiederholter Durchlesung mit zauberischer Kraft, er beschäftigte sich mehrere Jahre hindurch ausschließend mit diesem Dichter. Eine Menge Stellen der Messiade konnte er auswendig, wiederholte sich dieselben oft, sagte sie laut und mit Begeisterung her, und legte so in einem noch sehr zarten Alter bereits den Grund zu jener trefflichen Deklamation, wodurch er in späterer Zeit vertrauten Freunden ein seltenes Vergnügen bereitete.

In dem Laufe der drei ersten Jahre der Humaniorem machte Collin in den vorgeschriebenen Studien so bedeutende Fortschritte, daß er am Schlusse derselben, als der vor allen Mitschülern ausgezeichnetste, den Preis erhielt, welchen er auch im nächsten Jahrgange der Rhetorik beibehielt. Unter der Leitung eines einsichtsvollen Lehrers fing er jetzt an, sich in Aufsätzen der verschiedensten Art, in deutscher, lateinischer und griechischen Sprache, zu üben; sein mündlicher Vortrag gewann Klarheit, Bestimmtheit und Stärke. Das klassische Alterthum, in dessen Werke er hier tiefer eingeweiht wurde, umfing ihn mit unwiderstehlichem Reize, und er hat nie aufgehört, es zu lieben. Die Redekunst erschien ihm eine Verschmelzung der Poesie mit der Wahrheit, welche letztere durch die begeisternde Kraft der erstern in Entwicklung und Thätigkeit verklärt und erhoben werde.

Nachdem sein Geist reich ausgebildet war, verließ er das Convict, um zu den philosophischen Studien überzutreten. In Gemeinschaft mit seinem gleich gesinnten Freunde Darnaut ordnete er seine Studien und sie gaben sich wechselweise über ihre Bestrebungen, Thun und Lassen die genaueste Rechenschaft.

Noch während der Dauer seiner Gymnasialbildung im Löwenbergischen Stift hatte er die Zeit seiner Ferien bei Pfarrer Recht in Leopoldsdorf verbracht, der ihm diese Täge so angenehm als möglich zu machen suchte, und ihn so lieb gewann, daß er ihn bei seinem Tode in seinem Testamente nach Vermögen bedachte. Von hier aus unterhielt er einen vertrauten Briefwechsel mit seinem Freunde Darnaut. Schuldlose Reinheit des Gemüths, redliches Streben nach Wahrheit, glühender Ausdruck der Begeisterung charakterisiren diese Briefe. Hier war es auch, wo er sich mit der Bildung seines um sieben Jahre jüngern Bruders beschäftigte.

Der jeden Morgen in der geschmackvollen Kirche zu Leopoldsdorf gehaltene Gottesdienst, die mancherlei Pflichten, die er seinen väterlichen Freund, den Pfarrer, erfüllen sah, bewegten tief das Innerste seiner Brust, und es schien ihm der schönste Beruf der, einer Gemeinde vorzustehen, um sie zur Tugend und Religion anzuleiten. Er war damals fest entschlossen, nur ein Paar Jahre der Rechtsstudien mitzunehmen, und hierauf sich dem geistlichen Stande zu widmen. Später, als er diese Rechtsstudien selbst antrat, erstarb dieser mit der Heftigkeit des jugendlichen Feuers ergriffene Vorsatz allmählig in seinem Herzen.

Außer mit seinem Freunde Darnaut unterhielt er auch mit andern guten Bekannten eine lebhafte Korrespondenz.

und diese Briefe waren, so zu sagen, die Würze seines ländlichen Aufenthaltes.

Die Studien, die er hier fortsetzte über Religion, Erziehungswesen, Philosophie, verhinderten ihn nicht, auch an der deutschen schönen Literatur Antheil zu nehmen. Stolberg, Hölty, Voß und besonders Bürger las er mit vielem Vergnügen. Des Letztern Lenore hatte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er dieses Gedicht auswendig lernte, und oft vertrauten Freunden in den einsamen Stunden der Nacht deklamirte und sie mit Schauder erfüllte. Später schrieb er selbst eine Abhandlung über dieselbe, die über Deklamation überhaupt viele Aufschlüsse gibt.

Collin, den Werken der Dichtkunst seiner Zeitgenossen zwar nicht fremd, machte jedoch keine weitern Versuche, selbst zu dichten; seine neuen Studien hatten seine ganze Thätigkeit hinweggenommen. Geschichte, Physik, Mathematik und besonders Philosophie trieb er drei Jahre lang mit rastlosem Eifer, und schuf sich ein den damaligen Ansichten über Philosophie analoges System, das er mit vieler Consequenz bis in seine kleinsten Theile durchführte.

In der Aesthetik nahm damals die dramatische Kunst alle seine Aufmerksamkeit hin und die elegische, idyllische und epische Dichtungsform hatte ihren frühern Reiz für ihn verloren. Das Theater wurde jetzt öfters besucht, die vortreffliche Gestalt desselben, der Reichthum an vorzüglichen Künstlern, erfüllten ihn mit staunender Ehrfurcht. Schiller's Fiesco, von Lange gespielt, war ganz dazu geeignet, ein jugendliches Gemüth zur höchsten Leidenschaft für die Kunst

zu entflammen.

Bald ward Collin mehr als bloßer unbefangener Besucher des Schauspiels, der sich den Eindrücken desselben unbedingt hingibt; er fing an, über die Kunst selbst nachzudenken. Er las viel über Schauspiel und Schauspielkunst, ward aber bald von Lessing vorzugsweise gefesselt. Durch ihn auf Aristoteles aufmerksam gemacht, suchte er dessen Poetik nach dem Fingerzeige seines verehrten Meisters zu ergründen, und seine Verehrung für die Aussprüche Lessing's ist dieselbe geblieben, obschon die Zeit seine Ansichten in einigen Punkten späterhin änderte.

Bei dem Ernste, mit welchem Collin von jeher Alles, was er unternahm, betrieb, war es natürlich, daß er dem Theater, das einmal seine Aufmerksamkeit erregt hatte, ein anhaltendes sorgfältiges Studium widmete, blos aus Liebe zur Sache selbst, ohne noch damals an künftige Produktionen zu denken; und nicht allein die dramatische, sondern auch die Kunst des Schauspielers nahm seine volle Aufmerksamkeit hin, auch hatte er keinen Mangel an Gegenständen seines Studiums bei den vorzüglichen Talenten, die zu dieser Zeit die Bühne verherrlichten.

Es fingen aber bereits, als er sich dem Ende seiner philosophischen Studien näherte, andere Gegenstände an, ihn mit größerer Kraft anzuziehen: die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens selbst, die Vergleichung des ursprünglichen Naturstandes mit dem kunstvollen Bau der Staatsverfassungen. Er suchte klare Ideen zu gewinnen über die Verfassung seines Vaterlandes Oesterreich, und die edlen Absichten Josephs des Zweiten zu ergründen. Die Grundsätze, die er hier über die Verhältnisse des Staates zu seinen Bürgern faßte, bildete er weiter aus, als er im Herbst 1790 die

Rechtsstudien auf der Wiener hohen Schule antrat, die er vier Jahre später vollendete.

Vorläufig hatte er sich auch bei Hofrath von Kreß in praktischen Geschäften geübt, eine umfassende Kunde der Gesetze und vollständige Kenntniß der Landesverfassung durch fleißiges Selbststudium und fortgesetzte nächtliche Anstrengung sich erworben, und sich so zu Führung wichtiger Geschäfte fähig gemacht.

Doch hatte er sich durch die vielen Anstrengungen auch viele Unpäßlichkeiten zugezogen und besonders war er einem betäubenden Kopfschmerze unterworfen, welches seinen Verwandten viele Unruhe erregte.

Der Beitritt zu einem Privat-Theater und Deklamations-Uebungen überhaupt, während seiner juridischen Laufbahn, hatten ihn zu einem genauern Studium der ersten Produkte Schiller's hingezogen, was ihm später eine Anregung zu eigner productiver Thätigkeit ward.

Im letzten Jahre seiner juridischen Studien schrieb er, auf Zureden seiner Freunde, sein erstes Schauspiel, das auf dem k. k. Hoftheater unter dem Titel Scheinverbrechen aufgeführt, aber bald zurückgelegt wurde, weil ein Anderer, dem Publikum Verhaßter, für den Verfasser desselben galt und so das Stück auf der Bühne kein Glück machte. Dieses Stück ist unter dem Titel „Julie von Billenau" in seine sämmtlichen Werke aufgenommen worden.

Das geringe Glück, das Collin mit seiner ersten dramatischen Arbeit gemacht hatte, schreckte ihn von neuen Bestrebungen in diesem Fache nicht ab. Doch jetzt zog ihn ein anderer Zweig der dramatischen Muse an. Die Ballette, früher von der Bühne verdrängt, waren wieder auf dieselbe

gebracht worden. Zwei Balletmeiſter, Muzarelli und Salvatore Vigano, buhlten um die Gunſt des Publikums. Collin nahm Partheі für den Letztern, der die übertriebenen Künſteleien des älteren italieniſchen Ballets auf die einfachen Formen der Natur zurückzubringen ſuchte. Ja, er übernahm ſelbſt die Vertheidigung des Ballets „Richard Löwenherz," gegen welches ein Gegner Vigano's eine Schrift herausgegeben hatte.

Jetzt fing er wieder an, für das Theater zu arbeiten, und im Beginne des Jahrs 1796 übergab er der Wiener Hoftheater-Direktion das Schauſpiel „Kindespflicht und Liebe," das ihm nach langen Umſchweifen und Entſchuldigungen zurückgeſchickt wurde. Die verweigerte Aufführung ſeines Stückes ſowohl, als die wachſenden Geſchäfte ſeines Berufes waren hinlängliche Beweggründe, ſich vor der Hand in keine Verſuche, zu dichten, einzulaſſen. Wirklich hat er auch, außer einem Romane, Wahrmund, in dieſem Zeitraume von mehreren Jahren nichts geliefert.

Im April 1796 trat Collin bei der k. k. vereinigten Hofkanzlei als Praktikant ein, und wurde im Bureau des Hofraths von Grohmann im Conceptfache verwendet. Als dieſer 1796 zum Staatsrathe ernannt wurde, ging er in's Creditsdepartement der k. k. Hofkammer über, wo er in kurzer Zeit eine ſo umfaſſende Kenntniß ſich erwarb, daß er ſpäter durch den erworbenen Ueberblick des Geſchäfts von weſentlichem Nutzen wurde. — Im Jahre 1797 ward er bei der oberſten Finanz- und Commerzhofſtelle zum Hofconcipiſten ernannt, und erwarb ſich durch ſeine Arbeiten den Beifall ſeiner Vorgeſetzten in jeder Hinſicht.

Mit jedem Tage vermehrten ſich ſeine Geſchäfte durch die Kriegsereigniſſe, die damals den politiſchen Himmel

trübten, und kaum konnte er ſich einige Stunden nächtlichen Schlafes gönnen. Dieſe Anſtrengungen erſchütterten ſeine Geſundheit, und er bekam mehr wie jemals ein bleiches und düſteres Anſehen. An eine andere Arbeit, als die ihm ſeine Berufsgeſchäfte auferlegten, war alſo nicht zu denken.

So war denn das Jahr 1797 für ihn ein Jahr der Freudloſigkeit. Heiterer waren die zwei darauf folgenden, und in dieſem Zeitraume erwachte auf's Neue der tief in ſeinem Innerſten begründete Trieb für die Kunſt, den er bis an ſein Ende mit immer wachſender Kraft in ſich thätig fühlte. Seine Anſicht über Poeſie hatte eine neue Geſtalt gewonnen und war für ihn von dem fruchtbarſten Erfolge. Durch Göthe's Iphigenia auf Tauris ſteigerte ſich in ihm die Liebe zur claſſiſchen Poeſie; er hatte neuerdings Homer geleſen, mit unendlicher Sorgfalt die Werke der Tragiker ſtudirt und ſich auf einmal an Ueberzeugungen aus Gefühlen als einen neuen Menſchen wieder gefunden.

Im Herbſte des Jahres 1798 fing er an, ſeine Gedanken und Meinungen über verſchiedene Gegenſtände niederzuſchreiben. Dieſe Sammlung enthält die Aufſätze über Declamation der Lenore, Alxingers Doolin von Mainz und Wieland's Oberon, Trauerſpiele, Kunſtrichter. 1799 verſuchte er eine Ueberſetzung des Artaxerxes von Metaſtaſio, um ſich von der Wirkung der Verſe von ungleicher Länge im deutſchen Drama zu überzeugen; doch bald machten dieſe Vorübungen und kleinen Beſchäftigungen einer regern, ſein ganzes Weſen ergreifenden Thätigkeit Platz, und von nun an war er mehr als blos theilnehmender Zuſeher auf dem Schauplatz vaterländiſcher Dichtkunſt.

Es war im Sommer 1800, wo Heinrich Collin ſein eigenthümliches Syſtem der Tragödie in ſich vollendete. Da ſein Studium derſelben vorzüglich auf den Kunſtwerken des griechiſchen Alterthums verweilte, konnte das Reſultat deſſelben kein anderes ſeyn, als der Sieg der innern Willensfreiheit des Menſchen über den Andrang der äußern Naturnothwendigkeit. Dieſen betrachtete er von nun an als Haupt- und Lichtpunkt der Tragödie.

In einem Geſpräche mit einigen Freunden hatte er, bei Auseinanderſetzung ſeiner Ueberzeugungen über die Weſenheit der Tragödie, behauptet, die Selbſtaufopferung des Römers Regulus ſey ein vorzüglicher dramatiſcher Stoff; und da Einige dies verneinten, ſo ließ er ſich in der Hitze des Geſprächs verleiten, die Probe ſelbſt machen zu wollen und ward beim Wort genommen. — Er ging nun ſogleich an's Werk, und mit welcher unſäglichen Mühe und kritiſcher Genauigkeit er Alles ſammelte, was die Geſchichte darüber uns überliefert hat, um ſich ſeines Gegenſtandes ganz zu verſichern, beweiſen die Bemerkungen über das Hiſtoriſche des Regulus, die ſeinem Trauerſpiele beigefügt ſind.

Beinahe ein volles Jahr nahm ihm die Ausarbeitung dieſes Werkes weg, das von einigen Kunſtrichtern für das beſte von allen ſeinen Stücken anerkannt wird, weil ſich das Prinzip der Tragödie am klarſten darin ausſpricht. Seine Vorliebe für antiken Stoff wurde mehr und mehr begründet, je länger er an ſeinem Regulus arbeitete. In den Geſchichtſchreibern und Dichtern der Griechen und Römer erſchien ihm die dargeſtellte Welt ſchon in gediegener Form, während er die Schönheit und Würde der neuern Zeit aus dem Wuſte der gemeinen Darſtellung ihrer Geſchichtſchreiber nicht aufzufaſſen vermochte, altdeutſche Dichtung aber und

ihre Vortrefflichkeit erſt in den letzten Jahren ſeines Lebens bewundern lernte, als die allgemeine Aufmerkſamkeit ſich zu jenen vaterländiſchen Schätzen mit Staunen und Rührung hinwandte, wo ihn der Tod verhinderte, ſeine neue Anſicht über dramatiſche Kunſt in ausgeführten Werken zu beurkunden.

Als Collin ſeinen Regulus der Theater-Direktion übergeben hatte, war die Meinung Vieler der Aufnahme des Stückes zuwider. Demohngeachtet wurde es, durch die Bemühungen einiger Freunde, den 3. October 1801 zum erſten Male aufgeführt; der reichliche Beifall, den die Schauſpieler, ſo wie der Dichter fanden, rechtfertigte auch das zum Beſten ſeines Werkes geäußerte Urtheil.

Um dieſe Zeit erſchien Schiller's Wallenſtein, und das Wort Schickſal, das der große Hebel in dieſer Tragödie iſt, war ſo zu ſagen die Parole aller Dramaturgen geworden. Collin, keineswegs für die Schönheiten und Vortrefflichkeit dieſes Werkes unempfänglich, glaubte jedoch in demſelben Einſeitigkeit zu erblicken und die hohe Idee des Fatums, wie dieſes in den Tragödien der Griechen zu finden iſt, ſchien ihm falſch aufgegriffen; indem der Dichter mehr das Niederdrückende einer unbekannten feindlichen Gewalt, als die Erhebung menſchlicher Freiheit über dieſelbe darzuſtellen bemüht geweſen wäre.

Dieſe Anſicht verleitete ihn, ſeine Grundſätze den für Kunſt und Moralität gefährlichen Anſichten der neuern Kritik entgegen zu ſetzen. Er ſchrieb daher eine geharniſchte Vorrede zu ſeinem Regulus, welches ihn ſpäterhin öfter gereute. In dieſer Vorrede ſuchte er die herrſchende Anſicht vom Gebrauche des Schickſals in der Tragödie auf alle mög-

liche Weiſe anzugreifen oder vielmehr umzuſtoßen, und es kamen Anſpielungen auf das Trauerſpiel Wallenſtein darin vor, die für hämiſch ausgelegt werden konnten, obſchon ſie es nicht ſind.

Bald darauf unterwarf er dieſe Vorrede einer nochmaligen Prüfung und fand ſie, als von einer halb begründeten Meinung ausgehend, des Drucks nicht würdig; auf ſeinen Regulus aber hatte er, ſeit ſeiner Erſcheinung auf der Wiener Bühne, in Hinſicht auf Reinheit der Sprache und des Verſes ſo viel verwendet, daß er ihn nun getroſten Muthes der Preſſe übergab.

Daß ſich das Trauerſpiel auf einen weit höhern Standpunkt der Kunſt durch den Vers erhebe, hatte er nun nicht nur in den großen Muſtern ſeiner Bildung, ſondern auch durch eigene Erfahrung kennen gelernt. Dennoch aber wollte er eine Probe jetzt machen, wie weit er ohne Vers in einem erhabenen tragiſchen Stoffe auszureichen vermöchte. Er entwarf, als Gegenſtück zum Regulus, einen Beliſar, der aber nur im Entwurfe blieb und einer einzigen Scene zwiſchen Beliſar und Juſtinian.

Die allgemeine Aufmerkſamkeit, welche man ihm, ſeit Erſcheinung des Regulus, ſchenkte, die nähere Verbindung mit Gelehrten, verbreiteten jetzt über ſein geiſtiges Weſen eine Heiterkeit, die ihm ſonſt fremd war. Der Beifall des Geſchichtſchreibers Johannes v. Müller, der ihm die aufrichtige Achtung als dem Dichter eines Werks bezeigte, in welchem er alle römiſche Kraft und Würde neu belebt ſah, erhob ſeinen Muth und lieh ihm Kraft zu neuen Anſtrengungen.

An der heitern Stimmung ſeines Geiſtes trug auch die Art ſeines häuslichen Lebens Vieles bei. Seine Wohnung mit der angenehmſten Ausſicht auf die benachbarten Berge Wiens und die entfernteren Hungarns, zeigte ihm den Aufgang der Sonne in voller Pracht und die Schimmer der Abendröthe und das unruhvolle Treiben der Stadt hallte nicht bis in ſein Zimmer zurück. Eine holde Gattin, die Tochter des k. k. Landraths, Freiherrn von Lago, zu der ihn jugendliche Neigung längſt gezogen hatte, und die ſich nun mit ihm verband, verwirklichten die frohen Träume ſeiner Kindheit.

Noch vor ſeiner Vermählung vollendete er das Trauerſpiel Coriolan, welches von Einigen getadelt wurde, daß es zu ſehr mit Reden geſchmückt ſey, und mehr von einem oratoriſchen als poetiſchen Streben zeige. Jedoch hatte Collin die Freude, auch dieſes Werk zu ſeiner vollen Befriedigung durch die Schauſpieler der Wiener Hofbühne dargeſtellt zu ſehen. Es wurde den 24. November 1802 aufgeführt, und mit ſehr großem Beifall aufgenommen.

Weniger Vergnügen, als an der Aufführung Coriolans, hatte Collin an der Darſtellung ſeiner Polyxena, welche, den 15. October 1803 zum erſten Male gegeben, überhaupt nur drei Darſtellungen erlebte, und vom Publikum keineswegs Beifall erhielt. Dieſes Trauerſpiel erſchien zugleich mit Coriolan, erſt im Jahre 1804 im Druck. Collin war ſehr erſtaunt, als er in demſelben Jahre, in welchem dieſes Stück zur Aufführung kam, auch in Schiller's Braut von Meſſina daſſelbe Beſtreben bemerkte, den Chor der Alten wieder in das Trauerſpiel einzuführen. Er glaubte jedoch in derſelben eine mißlungene Frucht einer zu einſeitigen Speculation zu erkennen, und hat hierüber auch Mehreres niedergeſchrieben.

Den Anfang des Jahres 1804 brachte Collin mit poetischen Vorarbeiten hin, indem er versuchen wollte, seine Dichtergabe auch im Felde neuerer Geschichte zu erproben. Einige kleinere Gedichte und ein dramatisches Gemälde „der gestörte Abschied," den 22. Hornung d. J. auf die Bühne gebracht, aber nie unter die Presse gekommen (nach seinem eignen Willen), fallen in diese Periode.

Im Sommer dieses Jahres, den er im Hause seines Oheims, Professors Collin, zu Penzig zubrachte, reifte sein Trauerspiel „Balboa" zur Ausführung, das zu Wien den 16. März 1805 zum ersten Male auf die Bühne kam, und mit Beifall aufgenommen wurde.

In seinen bürgerlichen Verhältnissen behauptete Collin nun einen seinem Wunsche entsprechenden Platz; er war Hof-Secretär bei der k. k. Credits-Hofcommission, und erfüllte mit rastlosem Eifer die Pflichten seines Amtes. Bald verflocht ihn das Schicksal seines Vaterlandes in Unannehmlichkeiten.

Aus einer großen Verlegenheit, in die ihn ein gefährlicher Auftrag gebracht hatte, half ihn einmal seine dramatische Kunst und der Name eines Theaterdichters. Nach wieder hergestelltem Frieden kehrte Collin in die Hauptstadt zurück, die zu verlassen sein Auftrag ihn gezwungen hatte.

Nun arbeitete er mit thätigem Eifer eine Zeitlang bei dem mit den französischen Behörden zu St. Pölten eingeleiteten Ausgleichungsgeschäfte, machte die Bekanntschaft des französischen General-Intendanten Herrn Daru's, des geschätzten Uebersetzer des Horaz, der ihn als Verfasser des Regulus mit Aufmerksamkeit behandelte.

Durch das Zureden des Barons Hormayr bewogen, war er jetzt entschlossen, einen Stoff aus der vaterländischen Geschichte zu bearbeiten, und unter den Begebenheiten derselben schien ihm Ottokar von Böhmen ein herrlicher tragischer Lichtpunkt, doch war ihm Manches zu dunkel in jenem Zeitalter, deswegen unterblieb seine Arbeit.

Statt dessen erschien seine Bianka della Porta, welches Stück in jeder Rücksicht über Balboa steht, mit Polyxene die zarte Ausführlichkeit der Empfindung gemein hat, an Stärke, Kraft, Charakterdarstellung mit Regulus wetteifert, und den 1. Januar 1807 zum ersten Mal auf dem Wiener Burgtheater mit großem Beifall aufgeführt ward.

Die Aufführung von Glucks Iphigenia, die er, von Bewunderung hingerissen, öfters besuchte, erweckte in ihm die Idee, sich an einem Oratorium zu versuchen. Die Befreiung Jerusalems schien ihm geeignet dazu, und die erste Abtheilung wurde mit vieler Liebe von ihm ausgearbeitet. (Abbé Stadler setzte diesen Theil nach Collin's Tode in Musik.) An der Vollendung des Ganzen wurde er durch die Ausführung seines Trauerspiels Mäon und seine große Oper Bradamante verhindert. Von Beethoven, der zuerst dieses Stück in Musik setzen sollte, fand es in Hinsicht des darin angebrachten Wunderbaren zu gewagt und so ward es Reichart übergeben, der es im Jahre 1803 in Musik setzte.

Sein Trauerspiel Mäon ward den 29. Dec. 1807 zum ersten Male aufgeführt, kalt aufgenommen und bald wieder zurückgelegt.

Im Jahr 1809 mußte er auf allerhöchsten Befehl nach Ungarn flüchten, weil der Feind die Hauptstadt bedrohte.

In Pesth, wo er die erste Zeit in düsterer Schwermuth zubrachte, schrieb er seine „Einsamkeit und Welt" und führte, seiner Stimmung ungeachtet, sein wichtiges Geschäft, das ihm aufgetragen war, mit aller Anstrengung seiner Kraft fort. Wo ihm ein glücklicher Augenblick frei blieb, eilte er ihn seiner Muse zu widmen. „Max auf der Martinswand," die Fragmente seines „Rudolph von Habsburg," „Kaiser Albrechts Hund" verdanken ihr Daseyn seinem dortigen Aufenthalte.

Bei seiner Rückkunft nach Wien schien er für längere Zeit den Musen abgestorben zu seyn. Die wiederholten freundschaftlichen Aufforderungen des Grafen Moritz von Dietrichstein vermochten ihn zu Anfange des Jahrs 1811, wieder an die Dichtung eines dramatischen Werkes zu denken. Das Leben Ladislaus Posthumus schien ihm ganz dazu geeignet. Mit unermüdlichem Eifer ging er an das Studium der Quellen jenes Zeitraums, schrieb einzelne Reden vorzüglicher Charaktere nieder; allein der Tod, der ihn bald darauf den Seinigen entriß, verhinderte ihn, das Stück zur Ausführung zu bringen.

Sein letztes Stück, das er vollendete, sind die „Horatier und Curatier," von deren Entstehung er wenige Wochen vor ihrer Vollendung selbst noch keine Ahnung hatte. In vierzehn Tagen war dieses Stück entworfen und ausgeführt, das, einige Uebereilungen in Vers und Sprache abgerechnet, so kraftvoll, gediegen und reich an tiefem Gefühle als seine frühern, ist. Das Manuscript, zum Drucke nach Berlin gesandt, kam erst nach seinem Tode zurück.

Gegen das Ende des Monats Junius fühlte er sich unpäßlich; er wollte anfangs einer Krankheit widerstehen

doch bald sah er sich genöthigt, zu Hause zu bleiben. Ein Schleimfieber streckte ihn auf's Lager nieder, das in ein zerstörendes Nervenfieber ausartete und den 28. Julius 1811 Morgens 7 Uhr seinem thätigen Leben ein Ziel setzte.

Das in der Karlskirche ihm errichtete Denkmal, und mehr noch die Thränen Aller, die ihn kannten, zeugen von der Achtung, Liebe und Ehrfurcht, die man für den Verstorbenen hegte.

In Collin erblicken wir als Dichter einen durch das Studium der Alten genährten Geist; eine Belesenheit, die von geschmackvoller Auswahl zeugt, Reinheit in der Versifikation, Anmuth und Würde in allen seinen Gedichten; hohen Schwung in seinen Oden; eine vorzügliche Kenntniß der Bühne, wobei er jedoch mehr auf dichterisches Verdienst, als rauschenden Beifall sah; Einfachheit in dem Plane seiner Tragödien, die seine vertraute Bekanntschaft mit den Griechen beurkundet; Wahrheit und Kraft in der Charakteristik und Diction. Die Fragmente seines Heldengedichts: „Rudolph von Habsburg," zeigen, was wir in dieser hohen Gattung der Dichtkunst von Collin zu erwarten gehabt hätten, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sich blos den Musen zu weihen, oder wenn die Parzen nicht so früh seinen Lebensfaden durchschnitten hätten.

Als Geschäftsmann ist er durch rastlosen Fleiß und genaue Kenntniß der österreichischen Landes-Verfassung seinem Vaterlande in mancher Beziehung nützlich gewesen.

Gedichte.

Einſamkeit und Welt.

Ach, was ſoll der Welt das Feuer,
Das mir hell im Buſen brennt?
Nur den Freunden iſt es theuer,
Die der Feind nun von mir trennt.
Weicht hinweg, unheil'ge Schaaren!
Will das Feuer rein bewahren,
Will's, im Buſen tief verborgen,
Still und prieſterlich beſorgen.

Alſo klagt' ich, und entflohen
Jedem menſchlichen Verein,
Ließ die Dränger ich nun drohen,
Träumte ſchon ein Gott zu ſeyn.
Doch in abgeſchiednr Stille
Schwand mir bald des Herzens Fülle;
Und der Flamme mattes Blinken,
Wollt' in Aſche ſchon verſinken.

Und die Welt, so feindlich wüste,
Wehte kalt mir Schauer zu,
Daß den Tod ich jubelnd grüßte
Als Geleiter zu der Ruh';
Daß ich rief: Ihr Himmelsmächte,
Reicht mir freundlich eure Rechte!
Dort bei euren lichten Thronen,
Nicht im Chaos, laßt mich wohnen!

Durch die goldnen Aetherwogen
Drang mein Sehnsuchtsruf empor!
Meine Muse kam geflogen,
Leuchtend wie ein Meteor.
Ihre Augen strahlten Feuer;
Zürnend scholl die goldne Leyer;
Doch sie zürnt' in Harmonien —
Und ich konnte nicht entfliehen.

Staubvermählter Götterfunken,
— Rief die Göttin mich nun an —
Nicht in Weichlichkeit versunken
Flieht des Lebenskampfes Bahn!
Erst vom Stahl herausgeschlagen,
Fängt der Funke an zu tagen.
Soll er seine Macht bewähren,
Muß er feindlich Stoff verzehren.

Ruht auch Zeus, umtanzt von Horen,
Ewig unbeweglich still,
Blitzt er doch zu Staub den Thoren,
Der sich frech empören will.

Als im Wahnsinn die Giganten
Vergeschleudernd auf ihn rannten,
Hob er höher sich im Kriege,
Sich allmächtig in dem Siege.

Nicht für sich der goldnen Sonne
Freuet sich Hyperion;
Welterleuchten ist ihm Wonne,
Und er eilt vom Strahlenthron,
Lenket seine Flügelpferde
Unermüdlich um die Erde,
In dem Kampf mit Finsternissen
Seiner Gottheit zu genießen.

Wenn im grausen Schlachtgewirre
Ares wilden Kampf erhebe:
Ha, wie sich bei Schwertgeklirre
Seine Götterkraft belebt!
Strömt sein Blut in Purpurwellen,
Fühlt der Gott die Adern schwellen,
Heißer seine Gottheit glühen,
Scheint das Leben ihm zu fliehen.

Mit gesenktem goldnen Speere
Läßt sich Pallas himmelab;
Dummheit stellt sich ihr zur Wehre,
Rohheit hebt den Knotenstab;
Trägheit will sich feig verkriechen,
Böser Wille kommt geschlichen:
Sieh' im Kampf mit Orkusheeren
Ihre Schimmer sich verklären!

Nicht zum ſelbſtiſchen Ergötzen
Stimm' ich meiner Lyra Klang;
Menſchenaugen ſanft zu netzen,
Tönt mein ſchmeichelnder Geſang.
Ring' ich, ſtoffumfangne Seelen
Mit der Schönheit zu vermählen,
Fühl' ich ſelbſt dann, freudetrunken,
In dem Lichtquell mich verſunken.

Alſo ſchließt ein Prometheide,
Seiner Götterabkunft werth,
Nicht die Flamme, kampfesmüde,
In des Herzens Opferheerd;
Läßt hinaus in's freie Leben
Frei die Himmelsflamme ſchweben,
Daß ſie wärmend um ſich greife,
Holde Götterfrüchte reife.

Daß des Chaos dunkle Maſſe
Licht verklär', ſchön zur Welt,
Geiſt den rohen Stoff umfaſſe,
Bis er liebend ihn beſeelt.
Lodernd zeiget nur die Flamme,
Daß ſie vom Olympus ſtamme,
Hebt ſich aus dem Erdgetümmel
Liebelodernd nur zum Himmel.

Ewig muß das Ew'ge währen;
Darum ſtelle nicht dein Muth,
Will den Altar ſelbſt verzehren
Deines Herzens Flammengluth.

Denn gelöst vom Sclavenbande
Fliegt sie auf zum Vaterlande,
An des Lichtes ew'gen Quellen
Sich den Göttern zu gesellen.

Die Elemente.

„Was brauset der Strom so mächtig einher?"
Ihn treibet die Sehnsucht, sie treibt ihn zum Meer.
„Was senkt sich der Berg in die Tiefen hinab?"
Will finden im Schooße der Mutter sein Grab.
„Was rauschet der Sturm durch Wald und durch Flur?"
Möcht' liebend durchdringen die ganze Natur.
„Was prasseln empor die zerstörenden Flammen?"
Sie suchen den Himmel, von welchem sie stammen.

Wohl flieht sich die Seele,
Sucht, die sie erwähle,
Verbinde, vermähle.
Zur ewigen Liebe
Strebt irdische Liebe,
Daß ewig sie lebe, sie liebe!

Macht der Liebe.

Als in der Finſterniß,
Noch regellos,
Im wilden Kampfe
Der Weſen Stoffe brauſ'ten:
Was thaten da die Götter? —
Sie hauchten holde Liebe
In das Gewirr der Stoffe;
Da legte ſich der Kampf.
Schnell floſſen ſie zuſammen,
Und bildeten die Welt;
Und in dem heitern Raume
Erklangen rings die Sphären,
Und klingen ewig fort. —
Wohl trennet keine Macht
Den Bund der heil'gen Liebe;
Wohl trennet ihn kein Gott!
Und nicht der grauſe Tod
Zerreißt den Bund der Liebe,
Und nicht der Tod! —
Nur ein Geweihter faßt das Wort,
Der Ungeweihte nicht.
Unſterblich, wie die Götter,
Ein Götterhauch iſt Liebe,
Thront in der Seele Tiefen
Und kehrt zu Göttern wieder.
O wohl den Liebentflammten! —

Zu reinerm Lebenslichte,
Zu freierm Lebensglücke,
Zum Wirbelquell der Liebe,
An's Herz der sel'gen Götter
Zieht Liebende die Liebe,
Und eint durch Tod sie ewig!

Künstlerentzückung.

Kunst ist das Höchste!
Sieh', es verblüht die Blume der Schönheit
Mit dem Traume der Jugend;
Es zerfällt das Gebäude der Macht,
Und des Reichthums leuchtende Fülle
Woget im falschen Wechsel umher. —
Herzerhebend, ewig, ist nichts,
Was täuschendes Glück aus goldenem Horne
Wörtlicht lechzender Habsucht verleiht. —
Mir hat die Kunst
Der Menschheit strahlendes Siegel
Auf die heitere Stirne gedrückt,
In die getreuen, die liebenden Arme
Mich schützend gefaßt.
So schreit' ich fest durch's Leben,
Und fest noch in das Grab. —
Wohlan, begeisterte Seele!
— Und wären die Götter auch taub —

Hör' es, du Hain und du Fels!
Nachhall! tön' es dem Enkel
In das empfängliche Herz: —
Kunst ist das Höchste!

Die Lyra, die Lyra herab!
Reich' mir die Lyra!
Denn nicht länger vermag
Die vor Entzückung wirbelnde Seele
Sich zu verschließen.
Begeisterung! ha! treibt sie mit Herrschergewalt,
In des Rhythmus freiesten Gebrauch
Auszubrausen die Fülle,
Sich mit Kühnheit zu stürzen
In der Dichtung unendliches Glanzmeer.

Bilder, wie sie selig die Geweiheten ersah'n
In den beglücktesten Stunden,
Ha, sie wogen vor mir,
Riesengestalten!
Durch die Lüfte den Sternen zu
Zieht mich ihr magischer Glanz, und ich schwebe
Schon auf den Höhen der Menschheit!

Hammergetöse durchschallt
Wald und Felskluft. Ach, dort schmiedet Hephästos
Mit dem Stahlgurt grausam Prometheus hin
An den Rücken der felsigen Wand.

Ihn doch ſtören die Qualen nicht, und er ſinnet
Der Erdumwandlung zum Himmel
Froh nach im ſchaffenden Geiſt.
Schlag auf Schlag zerreißt ihm den Leib; der Heros
Denkt das gelungene Werk.
Keine Klage tönet ſein Mund; verachtend
Straft des Gefeſſelten Blick die Gewalt;
Die ſchleichet murrend weg,
Verläßt ihn unbezwungen.

Schon des erlittenen Unrechts theilnehmende Zeugen
Ruft er, menſchlich, der Menſchenbefreier,
An die heilige Gäa,
Und Okeanos auch, den liebenden Erdumgürter.
Mächtiger Ruf des Gerechten!
Er dringt durch die Tiefen der Erde.
Jetzt tönt Olympos ihn wieder,
Jetzt brüllt ihn Tartaros nach.

Sieh', den Horizont umzieht der Donn'rer; —
Flammen fahren herauf vom Orkus; —
Die Erde bebt! noch rufet er laut,
Siegend ruft er empor.

Und es rollt, ſchmettert, kracht,
Näher und immer näher,
Tauſendſtimmiger Donnerhall,
Rings aus flammenden Wolken geſchlängelt ziſcht
Blitz auf Blitz!

Sturmwind heult laut!
Ha, wie ſchäumet und ſiedet und woget und brüllt,
Hochaufſtrudelnd, die Fluth am ſteilen Geſtad'!

Weh'! in der weiten Natur der Lebendigen
Gibt es kein Ohr für dich, Prometheus,
So hinhorchte deinem gewaltigen Ruf!
Der durch Donnergebrüll, durch Stürmegeheul,
Durch der wogenden Fluth betäubend Gebrüll
Vortönend, den Welterſchütterer Zeus
Anklagt unrecht verübter Gewalt.

Doch aus des Meeres tiefeſtem Grunde
Woget empor, hebet ſich ſchon
Am wildumbrauſten Geſtade
Der Nereiden göttliche Schaar.
Schläft ja nie das heilige Mitleid
In der weiblichen Bruſt!
Und ſie nahen dem Dulder Prometheus,
Mit melodiſcher Laute Silbergelifpel,
Süßeindringend in's Ohr, warnen ſie ihn:
„Nicht zu läſtern den im Olymp!
Mächtiger ſey ja Zeus!"
Von Prometheus Felſenbruſt fließt leiſ' ab
Der lockenden Stimmen Getön.
Ungebändigt zürnet er fort:

„Schleudre, Zeus, den ſengenden Strahl!
In die Grau'nkluft ewiger Nacht,
In des Phlegethons Flammengeſtrudel
Stürz' mich hinab!

Laß gethürmeter Felſen Gewicht
Mir belaſten die Bruſt!
Elende Macht!
Kannſt du den Willen mir beugen,
Daß ich verleugne Wahrheit und Recht? —
Nimmer! nimmer!
Vollbracht bleibt Menſchenbeglückung doch,
Durch Prometheus vollbracht.
Höre mich, Donnerer Zeus!
Mächtiger wohl biſt du;
Aber größer bin ich!"

Und der Nereiden zärtliche Schaar
Ob des Heros Frevelwort
Zittert, ſchaudert, verſtummt;
Aber es hängt der Staunenden Blick
Mitleidſchimmernd, mitleidthauend
An des gefeſſelten Dulders Geſtalt.
Der Berge Haupt, der wolkenbekrönten,
Wankt, ha! ſtürzt, rollt,
Eichenzerſchmetternd, tempelzerſtörend
In des Meeres Tiefen hinab;
Und himmelan bäumt ſich die Fluth,
Weh'! das Geſtade verſinkt.
Aus des Abgrunds gluthrothwirbelndem Pfuhl,
Durch des aufdampfenden Qualmes Gewölk
Steigen die ſchlangenbehaarten Töchter der Nacht
Langſam empor,
Fackelſchwingend, dumpfaufheulend:

„Qual, Thor, dir, der Recht anruft,
Wo Gewalt vorherrſcht mit eiſernem Stab,
Qual und Entſetzen!
Tief engt, Frevler, dich bald
Kluft ein in grau'nvoller Nacht,
Heul', Ohnmächtiger, dort,
Wo nicht aufdringt des Gefolterten Schrei
Zu dem ewig heiteren Mahle des Zeus!"

Schwer nun hebt Prometheus die Heldenbruſt;
Aber die letzte, die ſterbende Kraft
Rafft er noch auf zum Entſcheidungsruf:
„Stürzt mich hinab!
Mächtiger preiſ' ich Zeus;
Aber — größer bin ich!"
Hochempörend praſſelnde Fackelgluth
In grimmig geſchwungener Fauſt
Winken dräuend die Töchter der Nacht
Den Nereiden, zu flieh'n,
Eh' noch einſtürze der Fels, ſie begrab'
In der rauchenden Tiefen Geklüft.

Aber die rufen einſtimmigen Lauts:
„Wo der Gerechte weilt, weilen wir auch,
Wo die Gewalt herrſcht, laſſet uns flieh'n!
Abgrund, thue dich weit auf!
Alle verſchling' uns mit!"

Jetzt vom Gipfel zum Fuße reißt,
Weitaufgähnend die Felſenwand,
Ach, entfeſſelt Prometheus! — Er ſtürzt!

Die Nereiden, ſie folgen!
Und ich allein, weh' mir! ich bliebe?
Nein, verſchlinge mich auch,
Düſtere Nacht, Heldenbegräberin!
O, wie haſſ' ich das Licht! —

Verſchwunden? Verſchwunden!
War es ein luftiges Bild,
Das zum Gott mich erhob?
Das in empörter Bruſt gewaltig mir weckte
Nie gefühlte ſchlummernde Kraft? —
Rief ich das Schickſal nicht
Trotzend heraus zum Kampf,
Feſtumarmend Wahrheit und Recht? —
Schauernd ergreift mich Jubelgefühl,
Ich that's, ich that's! —
Groß iſt der Menſch! —
O, ſey geprieſen, göttliche Kunſt!
Du biſt das Höchſte!

Nicht zum ſelbſtiſchen Ergötzen
Stimm' ich meiner Lyra Klang;
Menſchenaugen ſanft zu netzen,
Tönt mein ſchmeichelnder Geſang.
Ring' ich, ſtoffumfangne Seelen
Mit der Schönheit zu vermählen,
Fühl' ich ſelbſt dann, freudetrunken,
In dem Lichtquell mich verſunken.

Alſo ſchließt ein Prometheide,
Seiner Götterabkunft werth,
Nicht die Flamme, kampfesmüde,
In des Herzens Opferheerd;
Läßt hinaus in's freie Leben
Frei die Himmelsflamme ſchweben,
Daß ſie wärmend um ſich greife,
Holde Götterfrüchte reife.

Daß des Chaos dunkle Maſſe
Licht verklär', ſchön zur Welt,
Geiſt den rohen Stoff umfaſſe,
Bis er liebend ihn beſeelt.
Lodernd zeiget nur die Flamme,
Daß ſie vom Olympus ſtamme,
Hebt ſich aus dem Erdgetümmel
Liebeloderud nur zum Himmel.

Ewig muß das Ew'ge währen;
Darum ſinke nicht dein Muth,
Will den Aetna ſelbſt verzehren
Deines Herzens Flammenglut.

Denn gelöst vom Sclavenbande
Fliegt sie auf zum Vaterlande,
An des Lichtes ew'gen Quellen
Sich den Göttern zu gesellen.

Die Elemente.

„Was brauset der Strom so mächtig einher?"
Ihn treibet die Sehnsucht, sie treibt ihn zum Meer.
„Was senkt sich der Berg in die Tiefen hinab?"
Will finden im Schooße der Mutter sein Grab.
„Was rauschet der Sturm durch Wald und durch Flur?"
Möcht' liebend durchdringen die ganze Natur.
„Was prasseln empor die zerstörenden Flammen?"
Sie suchen den Himmel, von welchem sie stammen.

Wohl flieht sich die Seele,
Sucht, die sie erwähle,
Verbinde, vermähle,
Zur ewigen Liebe.
Strebt irdische Liebe,
Daß ewig sie lebe, sie liebe!

Macht der Liebe.

Als in der Finſterniß,
Noch regellos,
Im wilden Kampfe
Der Weſen Stoffe brauſ'ten:
Was thaten da die Götter? —
Sie hauchten holde Liebe
In das Gewirr der Stoffe;
Da legte ſich der Kampf.
Schnell floſſen ſie zuſammen,
Und bildeten die Welt;
Und in dem heitern Raume
Erklangen rings die Sphären,
Und klingen ewig fort. —
Wohl trennet keine Macht
Den Bund der heil'gen Liebe;
Wohl trennet ihn kein Gott!
Und nicht der grauſe Tod
Zerreißt den Bund der Liebe,
Und nicht der Tod! —
Nur ein Geweihter faßt das Wort,
Der Ungeweihte nicht.
Unſterblich, wie die Götter,
Ein Götterhauch iſt Liebe,
Thront in der Seele Tiefen
Und kehrt zu Göttern wieder.
O wohl den Liebentflammten! —

Als im Wahnſinn die Giganten
Bergeſchleudernd auf ihn rannten,
Hob er höher ſich im Kriege,
Sich allmächtig in dem Siege.

Nicht für ſich der goldnen Sonne
Freuet ſich Hyperion;
Weltertauchten iſt ihm Wonne,
Und er eilt vom Strahlenthron,
Lenket ſeine Flügelpferde
Unermüdlich um die Erde,
In dem Kampf mit Finſterniſſen
Seiner Gottheit zu genieſſen.

Wenn im grauſen Schlachtgetöſe
Ares wilden Kampf erhebe:
Ha, wie ſich bei Schwertgeklirre
Seine Götterkraft belebt!
Strömt ſein Blut in Purpurwellen,
Fühlt der Gott die Adern ſchwellen,
Heißer ſeine Gottheit glühen,
Scheint das Leben ihm zu fliehen.

Mit geſenktem goldnen Speere
Läßt ſich Pallas hinmetab;
Dummheit ſtellt ſich ihr zur Wehre,
Rohheit hebt den Knotenſtab;
Trägheit will ſich feig verkriechen,
Böſer Wille kommt geſchlichen:
Sieh' im Kampf mit Ungeheuren
Ihre Schlangen ſich verlieren.

Hör' es, du Hain und du Felsl!
Nachhall! tön' es dem Enkel
In das empfängliche Herz: —
Kunst ist das Höchste!

Die Lyra, die Lyra herab!
Reich' mir die Lyra!
Denn nicht länger vermag
Die vor Entzückung wirbelnde Seele
Sich zu verschließen.
Begeisterung! ha! treibt sie mit Herrschergewalt,
In des Rhythmus freiesten Gebärden
Auszubrausen die Fülle,
Sich mit Kühnheit zu stürzen
In der Dichtung unendliches Glanzmeer.

Bilder, wie sie selig die Geweiheten ersah'n
In den beglückteßen Stunden,
Ha, sie wogen vor mir,
Riesengestalten!
Durch die Lüfte den Sternen zu
Zieht mich ihr magischer Glanz, und ich schwebe
Schon auf den Höhen der Menschheit!

Hammergetöse durchschallt
Wald und Felskluft. Ach, dort schmiedet Hephästos
Mit dem Stahlgurt grausam Prometheus hin
An den Rücken der felsigen Wand.

Ihn doch ſtören die Qualen nicht, und er ſinnet
Der Erdumwandlung zum Himmel
Froh nach im ſchaffenden Geiſt.
Schlag auf Schlag zerreißt ihm den Leib; der Heros
Denkt das gelungene Werk.
Keine Klage tönet ſein Mund; verachtend
Straft des Gefeſſelten Blick die Gewalt;
Die ſchleichet murrend weg,
Verläßt ihn unbezwungen.

Schon des erlittenen Unrechts theilnehmende Zeugen
Ruft er, menſchlich, der Menſchenbefreier,
An die heilige Gäa,
Und Okeanos auch, den liebenden Erdumgürter.
Mächtiger Ruf des Gerechten!
Er dringt durch die Tiefen der Erde.
Jetzt tönt Olympos ihn wieder,
Jetzt brüllt ihn Tartaros nach.

Sieh', den Horizont umzieht der Donn'rer; —
Flammen fahren herauf vom Orkus; —
Die Erde bebt! noch rufet er laut,
Siegend ruft er empor.

Und es rollt, ſchmettert, kracht,
Näher und immer näher,
Tauſendſtimmiger Donnerhall,
Rings aus flammenden Wolken geſchlängelt ziſcht
Blitz auf Blitz!

Sturmwind heult laut!
Ha, wie ſchäumet und ſiedet und woget und brüllt,
Hochaufſtrudelnd, die Fluth am ſteilen Geſtad'!

Weh'! in der weiten Natur der Lebendigen
Gibt es kein Ohr für dich, Prometheus,
So hinhorchte deinem gewaltigen Ruf!
Der durch Donnergebrüll, durch Stürmegeheul,
Durch der wogenden Fluth betäubend Gebrüll
Vortönend, den Welterſchütterer Zeus
Anklagt unrecht verübter Gewalt.

Doch aus des Meeres tiefeſtem Grunde
Woget empor, hebet ſich ſchon
Am wildumbrauſten Geſtade
Der Nereiden göttliche Schaar.
Schläft ja nie das heilige Mitleid
In der weiblichen Bruſt!
Und ſie nahen dem Dulder Prometheus,
Mit melodiſcher Laute Silbergelispel,
Süßeindringend in's Ohr, warnen ſie ihn:
„Nicht zu läſtern den im Olymp!
Mächtiger ſey ja Zeus!"
Von Prometheus Felſenbruſt fließt leiſ' ab
Der lockenden Stimmen Getön.
Ungebändigt zürnet er fort:

„Schleudre, Zeus, den ſengenden Strahl!
In die Grau'nkluft ewiger Nacht,
In des Phlegethons Flammengeſtrudel
Stürz' mich hinab!

Laß gethürmeter Felſen Gewicht
Mir belaſten die Bruſt!
Elende Macht!
Kannſt du den Willen mir beugen,
Daß ich verleugne Wahrheit und Recht? —
Nimmer! nimmer!
Vollbracht bleibt Menſchenbeglückung doch,
Durch Prometheus vollbracht.
Höre mich, Donnerer Zeus!
Mächtiger wohl biſt du;
Aber größer bin ich!"

Und der Nereiden zärtliche Schaar
Ob des Heros Frevelwort
Zittert, ſchaudert, verſtummt;
Aber es hängt der Staunenden Blick
Mitleidſchimmernd, mitleidthauend
An des gefeſſelten Dulders Geſtalt.
Der Berge Haupt, der wolkenbekrönten,
Wankt, ha! ſtürzt, rollt,
Eichenzerſchmetternd, tempelzerſtörend
In des Meeres Tiefen hinab;
Und himmelan bäumt ſich die Fluth,
Weh'! das Geſtade verſinkt.
Aus des Abgrunds gluthrothwirbelndem Pfuhl,
Durch des aufdampfenden Qualmes Gewölk
Steigen die ſchlangenbehaarten Töchter der Nacht
Langſam empor,
Fackelſchwingend, dumpfaufheulend:

„Qual, Thor, dir, der Recht anruft,
Wo Gewalt vorherrſcht mit eiſernem Stab,
Qual und Entſetzen!
Tief engt, Frevler, dich bald
Kluft ein in grau'nvoller Nacht,
Heul', Ohnmächtiger, dort,
Wo nicht aufdringt des Gefolterten Schrei
Zu dem ewig heiteren Mahle des Zeus!"

Schwer nun hebt Prometheus die Heldenbruſt;
Aber die letzte, die ſterbende Kraft
Rafft er noch auf zum Entſcheidungsruf:
„Stürzt mich hinab!
Mächtiger preiſ' ich Zeus;
Aber — größer bin ich!"
Hochempörend praſſelnde Fackelgluth
In grimmig geſchwungener Fauſt
Winken dräuend die Töchter der Nacht
Den Nereiden, zu flieh'n,
Eh' noch einſtürze der Fels, ſie begrab'
In der rauchenden Tiefen Geklüft.

Aber die rufen einſtimmigen Lauts:
„Wo der Gerechte weilt, weilen wir auch,
Wo die Gewalt herrſcht, laſſet uns flieh'n!
Abgrund, thue dich weit auf!
Alle verſchling' uns mit!"

Jetzt vom Gipfel zum Fuße reißt,
Weitaufgähnend die Felſenwand,
Ach, entfeſſelt Prometheus! — Er ſtürzt!

Die Nereiden, ſie folgen!
Und ich allein, weh' mir! ich bliebe?
Nein, verſchlinge mich auch,
Düſtere Nacht, Heldenbegräberin!
O, wie haſſ' ich das Licht! —

Verſchwunden? Verſchwunden!
War es ein luftiges Bild,
Das zum Gott mich erhob?
Das in empörter Bruſt gewaltig mir weckte
Nie gefühlte ſchlummernde Kraft? —
Rief ich das Schickſal nicht
Trotzend heraus zum Kampf,
Feſtumarmend Wahrheit und Recht? —
Schauernd ergreift mich Jubelgefühl,
Ich that's, ich that's! —
Groß iſt der Menſch! —
O, ſey geprieſen, göttliche Kunſt!
Du biſt das Höchſte!

Preis der Standhaftigkeit.

Hin auf dornigen Wegen
Wandelt der Menſch.
Schreckengeſtalten
Heben ſich dräuend;
Leiden auf Leiden
Stürmen herbei!
Wolken verhüllen
Nächtlich den Ausgang.

Nie doch wähne der Menſch
Sich von Göttern verlaſſen!—
Faßt er nur Müth,
Zu wandeln die Pfade,
Sieht er den Larven
Kühn in das Auge,
Klimmt er auf Klippen,
Dringt er durch Dunkel
Strebend empor: —
O, dann reichen ihm Götter
Helfend den Arm;
Und er findet, entzücket,
Auf der Seligen Inſel,
Unter Heroen ſich wieder;
Ruhe durchſtrömet ſein Herz!

Jedem wohnet die Kraft
In der Tiefe der Bruſt;
Dem nur gehorcht ſie,
Der oft und herrſchend ihr ruft.
Weichlingen ſchwindet die Kraft
Bald im Schlummer dahin;
Dann im Kampfe —
Sinken ſie, heben ſich nicht!
Und es irren die Schatten,
Von den Heroen geſondert,
Traurig und öd' am düſteren Strom.

Herzog Leupold vor Solothurn.

1318.

Romanze.

An Solothurns Mauern ein Herold naht,
Trommetet; dann ruft er die Worte:
„Nahmt Ludwig ihr ein, in die Pforte,
So büßet, Verräther, dem Kaiser die That!
Von Mittag und von Mitternacht
Rückt Leupold an mit Heeresmacht,
Entſchloſſen, die Wälle zu ſtürmen,
Und ſollt' er zum Himmel ſie thürmen!

Noch ſcholl es, das ſtolze, dräuende Wort,
Schon fluthen der Reiſigen Glieder,
Ein Lanzenwald, von den Bergen nieder,
Und Fähnlein drängen die Fähnlein fort.
Wie Herzog Leupold, ſiegsgewohnt,
Stolz auf dem bäumenden Rappen thront!
Jetzt vorn, jetzt mitten, und jetzt im Rücken,
Blitzt er umher mit wildem Entzücken.

An den Ufern der Aar, mit lärmender Haſt,
Entſchaaren ſich vielgeſchäftig die Heere,

Und zimmern die Flöße und bauen die Wehre.
Nicht eher gönnen die Mannen ſich Raſt,
Bis wohlgefügt die Brücke ſteht,
Und jauchzend Heer zum Heere geht.
Bald ruft die Trommete mit weckendem Halle:
Auf zu den Waffen! hin zu dem Walle!

Ob ſich die Luft von Pfeilen ſchwärzt,
Steinlaſten die Kämpfer bedecken: —
Der Tod kann Helden nicht ſchrecken!
Wie Schlangen klug, wie Löwen beherzt,
Stehn ſie im Graben auf Leichengrund,
Stoßen mit Widdern das Bollwerk wund;
Und krachend, raſtlos, nimmer müde,
Schleudert den Fels die wüthende Blyde.

Wo ſchützend hoch die Zinne bräut,
Trotzt höher ein Thurm ihr entgegen.
Wer's wagt auf dem Wall, ſich zu regen,
Der hat ſich dem Tode geweiht.
Weh', rings Verwüſtung, Mord und Graus!
Doch ſtehet der Bürger, hält noch aus;
Aber vom Gipfel der Thürme behende
Schwingt der Belagerer flammende Brände;

Auflodern die Dächer und ſtürzen in Gluth! —
Da faßt Verzweiflung den Bürger.
Soll er die Wälle laſſen dem Würger,
Und dämpfen des Feuers empörte Wuth?

Schwarz qualmt der Rauch in Wolken auf!
Ha, weithin mäht der Tod im Lauf!
Geſchrei, Geheul an dem Wall, in den Straßen —
Daß auch die Tapferſten ſelbſt erblaſſen!

Ernſt blickt Graf Hugo zum Himmel empor,
Vertrauend den ewigen Mächten.
Ihn preiſet die Stadt den Gerechten,
Und weiſe ſtehet der Greis ihr vor.
„Du, Gott, ſo ruft er, beugſt uns ſehr,
Uns kleine Schaar umbrauſt ein Meer;
Hier würden ſich Helden nicht Sieg erwerben;
Eins bleibt uns nur: — als Männer zu ſterben.“

„Ein Freier, hab' ich in Ehren gelebt;
Vor Schmach und Kerker und Ketten
Wird dieſer Stahl mich retten;
Nie hab' ich dem Tode gebebt!
Der Kinder, Greiſe, Weiber Loos,
Das leg' ich, Herr, in deinen Schooß;
Willſt unſerem Flehn dich gnädig erzeigen,
Muß endlich der Stolze ſich dennoch beugen!“

Als gläubig der Greis empor noch ſchaut,
Kommt, Wolk' an Wolke geflogen,
Daher ein Gewitter gezogen —
Daß Jeder ſich kreuzt, daß Jedem graut.
Hoch flattert die Saat, der Windsbraut Raub,
Und dunkel wirbelt vom Grund auf Staub;

Als wär' in Empörung Erd' und Himmel,
Blitzt es und kracht es in Sturmgetümmel.

Und ehe der Krieger es sich versieht,
Da wanken die Thürme; — sie sinken, sie fallen,
Zertrümmert, zersplittert, mit Donnerknallen.
Vergebens ist Leupold zu retten bemüht.
Er ruft und ruft: — des Herrschers Willen
Verhallet vor des Nordwinds Brüllen;
Als hätten die Mannen nicht Augen, nicht Ohren,
So stehn sie geblendet, betäubt und verloren.

Die Wolken brechen, und Fluth auf Fluth
Platzt nieder mit sausendem Falle,
Braust ab mit reißendem Schwalle: —
Hoch hebt's der Belagerten Muth!
Die Brunst erlischt dem Wasserfall,
Das Lager reißt mit der Wogen Schwall;
Und Ritter selbst auf hohen Rossen
Fallen wie Rohr den gewichtigen Schloßen.

„Schicksal, zürnt Leupold, du trifft mich hart;
Trotz biet' ich dir doch! die Stadt zu befreien,
Laut will ich einst der Ohnmacht dich zeihen.
Nicht lass' ich mir kürzen Haar und Bart,
Bis die Verfluchten ich hingestreckt,
In Trümmer und Schutt ihr Nest gelegt!
Tod und Verderben soll sie ereilen,
Und müßt' ich hier mein Leben verweilen!"

Nun erbrüllt die Aar in der engenden Kluft!
Wie ſie ringt, die Dämme zu ſprengen,
Wie die Wogen auf Wogen ſich drängen,
Und der Schaum zerſtäubt in die Luft! —
Die neue, dringende, höchſte Gefahr
Nimmt Leupold mit Entſetzen wahr;
Denn Bäume, Laſten, Felſenſtücke
Schleudert die Fluth an die wankende Brücke.

Er aber, mit klugem Feldherrnſinn,
Läßt ſchnell ſie mit Steinen beſchweren;
Dem Andrang mit Stangen zu wehren,
Reiht an's Geländer die Mannen er hin.
Doch immer höher ſchwillt der Fluß,
Und pfeilſchnell fährt des Waſſers Guß.
Jetzt, jetzt zerberſtet die Brück' in Trümmer —
Aufſchallt der Armen Geheul und Gewimmer.

Abſtürzt ſich Leupold vom hohen Roß;
In die Fluth hinab ſtracks will er ſpringen,
Mit dem Schwall um die Seinigen ringen:
Ihn läßt der Treuen Gefolge nicht los.
Da ſtarrt er hinaus mit grauſem Schmerz,
Und ſchlägt verzweifelnd an Stirn und Herz,
Fleht: „Gott, mein Gott! o laſſ' dich's erbarmen!
Mich ſtrafe, mich! Nur rette die Armen!“

Und ſieh'! aus der Stadt ſchon Kahn auf Kahn
Beherzt in den Strudel ſich wagen,

Mit Wogen und Scheitern ſich ſchlagen;
Graf Hugo rudert wacker voran.
Er ſchwanket her, er ſchwanket hin;
Ihm glückt's, den Erſten empor zu ziehn.
Durch Feindeskraft, durch Feindesſorgen
Sind Alle gerettet, ſind Alle geborgen.

An den Ufern tönt auf ein Freudengeſchrei! —
Doch Leupold blickt dankend nach oben;
Stimmt an: „Herr Gott, dich wollen wir loben!"
Gleich fällt ihm das Heer mit Rührung bei.
Kaum war der Jubelchor vollbracht,
Iſt ſchon der Löſung er bedacht:
Knechtſchaft von den Seinen zu wenden,
Will er zum Feinde Rüdigern ſenden.

Befiehlt: „Wenn ſich röthend der Tag erneut,
Magſt du am Thor als Herold erſcheinen,
Und fordern ſogleich vom Feinde die Meinen,
Die ſpäter doch ſonſt mein Arm befreit.
Er ſelbſt beſtimme das Löſegeld;
Wie hoch es kommt, wie ſchwer mir's fällt:
Sie früher zu retten vor Schmach und Qualen,
Will ich es gern und redlich bezahlen."

„Nur daß ſich die Stadt nicht etwan vermißt,
Will Freiheit für Freiheit bedingen;
Ha, dazu ließe ſich Leupold nicht zwingen,
Der nie geſchworener Rache vergißt!

Wenn ſie mit unſ'rer Tode dräu'n,
Sag' dann, ich könnt' auch grauſam ſeyn.
Für der Gefangenen Leben und Leiber
Bürgen mir Greiſe, Kinder und Weiber!"

Als kaum noch der Morgen dämmernd graut,
Da, horch, von der Stadt die Trommet' erklinget,
Und Leupold im Flug auf's Pferd ſich ſchwinget;
Und Alles erwacht, und eilet und ſchaut:
Graf Hugo naht, der edle Greis,
Der Retter in der Geretteten Kreis;
Die ſtürzen hervor, umarmen die Brüder,
Und jubeln: „O Glück! wir ſehen uns wieder!"

Feſt ſpricht der Graf den Herzog an:
„Ich ſegne die heilige Stunde!
Wir ſtehn nicht mit Wogen im Bunde;
Wehrloſe feſſelt kein Ehrenmann.
Sie Alle zu retten, genoß ich das Glück:
D'rum nehmt auch frei ſie Alle zurück!
Was zwiſchen uns bleibt zu rechten,
Laßt fürder uns Mann an Mann verfechten."

Und mit den Worten wandt' er ſich um,
Und ohne Zögern und Weilen
Sieht man ihn raſch zu den Mauern eilen.
Lang' bleibt Leupold wie ein Marmorbild — ſtumm.
Jetzt wird er endlich wieder wach,
Und ſpornt ſein Roß und jagt ihm nach:

„Halt, ruft er, ein Wörtchen laſſ' mich noch ſprechen!
Ich muß mich an dir, du Stolzer, rächen."

„Du wagſt mir zu trotzen im Uebermuth,
Willſt mich durch Großmuth bezwingen?
Das ſoll dir, bei Gott, nicht gelingen!
In mir wallt Rudolph's erlauchtes Blut.
Der eig'nen Rache künd' ich Krieg;
Und ſchon gewonnen iſt der Sieg!
Ich ziehe nach Hauſe mit all den Meinen;
Du bringe Frieden und Freiheit den Deinen!"

Vertrauen.

Fern und tief verborgen
Vor den irdiſchen Blicken
Schwebet die heilige Nacht,
Wo in hochaufwallenden Wogen
Sich, nach Ordnung der Götter,
Menſchenſchickſal bewegt,
Wechſelnd und wechſelnd:
Trauriges jetzt,
Daß aus tiefeſter Bruſt
Schreiet der Menſch auf,
Er die Olympier ſelbſt
Grauſam nennet und ungerecht.

Wie des Blitzes flammender Strahl
An dem Aether die Wolken zerreißt,
Oeffnet des Sehers forſchende Seele
Die heilige Nacht,
Auf Augenblicke!
Sieht — o Wunder! —
Sieht, das furchtbare Unglück
War des kommenden Glückes
Liebende Mutter;
Und der Götter Zorn
Flammt nun als Liebe!

Und wenn nun wieder
Wolken ſich thürmen,
Ihn Donner umbrüllen,
Hebt er aus Fluthen des Unglücks
Den Göttern entgegen
Vertrauend die Arme! —
Nennt die Hohen nicht grauſam,
Nimmer ſie ungerecht.
Wenn ihn die Wogen verſchlingen,
Flehet er noch,
Den Göttern vertrauend.

Allwaltender Zeus!
Herrſcher der Götter und Menſchen!
Und auch ihr Vater!
Wer dir vertrauet,
Der hebt ſich furchtlos
In Lebensſtürmen,
Schauet ſelbſt dem finſteren Hades
Furchtlos in's Auge.

Maria's Erwachen.

Erde, bedecke
Mich leicht und kühl!
Engel, nicht wecke
Mich zum Gefühl!

Wie leis' und ſtill
Fühl' ich im Herzen
Es neu ſich regen,
Sich ſanft bewegen,
So leis' und ſtill.
Schweigt ihr nun, Schmerzen? —
In's Grab
Hinab
Mußt' ich ja ſteigen;
Ihr wolltet nicht ſchweigen!
Engel, dich ſchauen,
Stillet den Schmerz,
Engel, dir trauen
Muß mein Herz!

Was hebſt mich nun in laue Lüfte?
Wie wehn balſamiſch Roſendüfte!
Wie ſüß melodiſch tönt
Dein goldnes Flügelpaar!

Welch ſanfter Schimmer krönt
Dein lockenreiches Haar!
Wer biſt du, Engel, mild und licht? —
Wohl kannt' ich einſt dein Angeſicht.

So, Balboa, ſo war dein Angeſicht,
So lieblich ernſt, ſo freundlich licht!
Auch dieſes Lächeln kannt' ich ſchon!
Das iſt dein Seelenton!
Das iſt dein Engelsblick!
O ſüßes Glück!

Engel, erwecke
Sein Bild mir nicht!
Biſt du's? entdecke —
Mein Herz — es bricht!
„Hab' dich gefunden,
Bin dir verbunden,
Selig, ſo ſelig!
Ewig, ach ewig!
Alles vergehet,
Liebe beſtehet! —

Mutterliebe.

Mit leiſem Laute bricht
Heraus vom tiefſten Hain
Ein Trauerſang,
Der Philomele Sang!
Jetzt ſtrebt er auf,
Und ſchmettert laut,
Daß Fels und Wald erklingt
Dem Trauerſang!

Ihr theures Kind,
Erwärmt an ihrer Bruſt,
Ernährt mit Mutterliebe,
Es flog dahin!
Dahin! —
Und ſchmerzlich fragt ihr Klageton,
Dem Fels und Wald erklingt,
Wohin? Wohin?

Die Tochter fliegt von Baum zu Baum,
Iſt fröhlich!
Und wieget ſich von Zweig zu Zweig,
So ſelig!
Denn von dem nächſten Baume tönt
Herüber,

Des Gatten gleichgeſtimmter Sang;
Sie liebet!
Wohl iſt ſie glücklich!
Das weiß die theure Mutter nicht,
Und trauert!
Wild ſchmettert auf ihr Klageruf,
Dem Fels und Wald erklingt,
Ihr Klageruf!

Kaiſer Max,

auf der Martinswand in Tyrol.

Romanze.

„Hinauf! hinauf!
In Sprung und Lauf!
Wo die Luft ſo leicht, wo die Sonne ſo klar,
Nur die Gemſe ſpringt, nur horſtet der Aar,
Wo das Menſchengewühl zu Füßen mir rollt,
Wo das Donnergebrüll tief unten grollt:
Das iſt der Ort, wo die Majeſtät
Sich herrlich den Herrſcherthron erhöht!
Die ſteile Bahn
Hinan! hinan!
Dort pfeifet die Gemſe! Ha, ſpringe nur vor;
Nachſetzt der Jäger und fliegt empor!

„Gähnt auch die Kluft,
Schwarz wie die Gruft;
Nur hinüber, hinüber im leichten Schwung!
Wer ſetzet mir nach? 's war ein Kaiſer-Sprung!
Klimm', Gemſe, nur auf die Felſenwand!
In die luftige Höh', an des Abgrunds Rand

Mach' ich mit Eiſen mir doch die Bahn.
Nur muthig hinauf und muthig hinan!
Jetzt ohne Raſt
Den Strauch erfaßt!
Wenn tückiſch der Zweig vom Geſteine läßt,
So hält mich im Fall' die Klippe noch feſt."

Der Stein nicht hält;
Der Kaiſer fällt
In die Tiefen hinab zwei Klafter lang;
Da ward Herrn Maxen doch gleichſam bang,
Ein Felſen hervor ein wenig ragt,
Das nennet er Glück — Gott ſey's geklagt!
Einbrachen die Kniee, doch blieb er ſtehn,
Und taumelt ſich aus; da mußt' er nun ſehn:
Hier half kein Sprung,
Kein Adlerſchwung:
Denn unter ihm ſenkt ſich die Martinswand,
Der ſteilſte Felſen im ganzen Land.

Er ſtarrt hinab
In's Wolkengrab,
Und ſtarrt hinauf in's Wolkenmeer,
Und ſchaut zurück und ſchaut umher,
Da zeigt ſich kein Fleck zum Sprung handbreit,
Kein Strauch, der den Zweig dem Klimmer beut.
Aus harten Felſen wölbt ſich ein Loch
Schroff hinter ihm, wie ein Dom ſo hoch.

Der Kaiſer ruft
In taube Luft:
„Ei doch, wie hat mich die Gemſe verführt!
Kein Weg zu den Lebenden nieder führt.“

Er war's gewillt,
Es iſt erfüllt!
Wo die Luft ſo leicht, wo die Sonne ſo klar!
Wo die Gemſe nur ſpringt, nur horſtet der Aar,
Wo das Menſchengewühl zu Füßen ihm rollt,
Wo das Donnergebrüll tief unten grollt,
Da ſteht des Kaiſers Majeſtät,
Doch nicht zur Wonne hoch erhöht.
Ein Jammerſohn
Auf luft'gem Thron,
Findet ſich Max nun plötzlich allein,
Und fühlt ſich, ſchaudernd, verlaſſen und klein.

Im Thalesgrund
Ein Hirte ſtund,
Und ſieht auf der Platte ſich's regen,
Und bücken und heben und ſchreitend bewegen.
„Den bannt wohl hinauf des Satans Gewalt?
Das iſt, bei Gott, eine Menſchengeſtalt!“
So ruft er, und winkt die Hirten herbei,
Daß jeder ihm ſtaunend das Wunder zeih'!
„Gott ſey mit ihm!“
Iſt's Eine Stimm':
„Der ſtehet dort oben in großer Noth,
Muß arg wohl erleiden den Hungertod.“

Auf leichtem Roß
Ein Jägertroß
Kommt nun das Thal hereingeſprengt,
Wo ſich die Menge ſchon gaffend drängt,
Und rufet den nächſten Hirten an:
„Nahm wohl der Kaiſer anher die Bahn?
Hoch auf den Alpen klomm er empor,
Daß ihn des Jägers Blick verlor.“
Der Hirte blickt
Auf die Wand, erſchrickt,
Hindeutend ſagt er zum Jägerſchwarm:
„Dann ſchaut ihn dort oben! daß Gott erbarm'!“

Der Jäger blickt
Auf die Wand, erſchrickt,
Und hebet nun ſchnell ſein Sprecherrohr,
Und ruft, was Menſchenbruſt mag, empor:
„Herr Kaiſer, ſeyd Ihr's, der ſteht in der Blend',
So werft herab einen Stein behend'!“
Und vorwärts nun woget das Menſchengewühl,
Und plötzlich ward es nun todtenſtill.
Da fällt der Stein
Senkrecht hinein,
Wo unter dem Felſen ein Hüter wacht,
Daß, zerſchmettert, das Dach zuſammenkracht.

Des Volks Geheul,
Auf eine Meil',
Im ganzen Umkreis zu hören,
Macht rings das Echo empören.

Und zum Kaiſer auf dringet der Jammerlaut,
Der kaum mehr menſchlicher Hülfe vertraut.
Er ſpannet das Aug', er ſtrecket das Ohr:
„Was wühlet dort unten? was rauſchet empor?"
Er ſieht und lauſcht;
Fort wühlt's und rauſcht —
So harret er aus, ohne Murren und Klag',
Der edle Herr bis zu Mittag.

Durch Sonnenbrand
Die Felſenwand
Zurück mit glühenden Strahlen prallt;
Da wird unleidlich der Hitze Gewalt.
Erſchöpft von der mattenden Gemſenjagd,
Von Durſt gequält, von dem Hunger geplagt,
Fühlet ſich Max ganz matt und ſchwach: —
War's Wunder, daß endlich die Kraft ihm brach?
Das wünſcht er allein:
Gewiß zu ſeyn,
Eh' die Beſinnung ihm verfließt,
Ob Hülfe bei Menſchen noch möglich iſt?

Bald wußt' er Rath,
Und ſchritt zur That,
Und ſchrieb mit Stiften auf Pergament
Die Frag' an's Volk, und wickelt' behend'
Mit goldenem Bande das Täfelein
Auf einen gewicht'gen Marmorſtein;
Ließ fallen die Laſt in die Tiefe hinab, —
Und horcht — kein Laut, der ihm Antwort gab —

Ach Gott und Herr!
Man liebt ihn ſo ſehr;
D'rum findet vom Volke ſich Niemand ein,
Dem Herrn ein Bote des Todes zu ſeyn.

Der Kaiſer (wie hart!)
Auf Antwort harrt,
Und ſendet den dritten und vierten Stein,
Doch immer wollt' es vergeblich ſeyn.
Bis ſchon am Himmel die Sonne ſich ſenkt,
Und nun erſeufzend der Herr ſich denkt:
„Wär' Hülfe möglich, ſie riefen es mir,
So harr' ich nun ſich'rer des Tod's allhier."
Da hob ſein Sinn
Zu Gott ſich hin;
Ihm entflammet das Herz der heilige Geiſt,
Daß er ſich ſchnell von dem Irdiſchen reißt;

Wegſtößt die Welt,
Zum Ew'gen hält.
Jetzt wieder ein Täflein nimmt zur Hand,
Beſchreibt es eifrig. — Weil fehlte das Band,
So band er's am Stein mit dem goldenen Vließ:
Was ſollt's ihm? Er war ja des Todes gewiß!
Und aus dem erhöheten, luftigen Grab
Wirft er den Stein in das Leben hinab.
Wohl peinlicher Schmerz
Durchwühlet das Herz
Jedem, der nun, was der Kaiſer begehrt,
Weinend vom weinenden Leſer hört.

Der Leſer rief:
So heißt der Brief:
„Viel Dank, Tyrol, für deine Lieb',
Die treu in jeder Noth mir blieb.
Doch Gott verſucht' ich mit Uebermuth,
Das ſoll ich nun büßen durch Leib und Blut.
Bei Menſchen iſt keine Rettung mehr;
Gott's Wille geſchehe! Gerecht iſt der Herr!
Will büßen die Schuld
Mit Muth und Geduld.
Mit Einem wohl könnt Ihr mein Herz erfreun,
Ich will Euch den Dank im Tode noch weihn."

„Nach Zierlein eilt
Nun unverweilt
Ein Bot' um das heilige Sacrament,
Nach dem mir dürſtend die Seele brennt.
Und wenn der Prieſter ſteht am Fluß,
So kündet's mir, Schützen, durch einen Schuß.
Und wenn ich den Segen nun ſoll empfahn,
So deut' es ein zweiter mir wieder an.
Sehr bitt' ich Euch,
Fleht dann zugleich
Mit mir zum Helfer in aller Noth,
Daß er mich ſtärk' in dem Hungertod."

Der Bote fleucht;
Der Prieſter keucht
Nun ſchon herbei, nun ſteht er am Fluß;
Schnell kündet's dem Kaiſer der Schützen Schuß.

Der ſchauet hinab, erblickt die Monſtranz;
Denn blitzend erglänzt ihr Demantkranz.
Und wirft ſich vor ihr auf die Kniee hin,
Mit zerknirſchtem Herzen, mit gläubigem Sinn.
Die Menſchheit ringt,
Und ſiegt, und ſchwingt
Auf entfeſſelten Flügeln empor ſich ſchnell
Zu der ewigen Liebe hochheiligem Quell!

Und o wie fleht
Sein heißes Gebet!
„O Gott, du Vater, allmächtig am Himmelsthron,
Du Lieb' aus Lieb' entquollener Gottesſohn,
Und du, hochheiliger Gottesgeiſt,
Der beide vereint, das Heil uns weiſ't;
O Gott, deſſ' Lieb' auf jeder Spur
Verkündet laut die weite Natur!
O tauchte ſich ſchnell
Im Liebesquell
Mein liebender Geiſt, umfaßte die Welt,
Die liebend am Herzen dein Arm erhält."

„Vor meinem Tod
Dein Himmelsbrod
Wünſch' ich, Unwürdiger, o wie ſehr!
O ſieh' auf mich erbarmend her!
O Chriſtus Lieb' tritt bei mir ein,
Und führ' mich zurück in der Gläub'gen Verein,
Die deine Lieb' ſo feurig beſeelt,
Daß eines ſie werden mit Gott und Welt.

Und weil ich nicht werth,
Was ich begehrt,
Ein einzig Wort aus deinem Mund
Macht deinen Knecht auch wieder gesund."

So will er im Flehn
Vor Liebe vergehn.
Da kündet ein zweiter Schuß ihm an,
Daß er den Segen nun soll empfahn.
Der Herr sogleich auf Felsengrund,
Wirft sich die Stirn' und die Hände wund.
Und der Jäger mit lautem Sprecherrohr
Sagt ihm des Priesters Worte vor:
„Dich segnet Gott
In Deiner Noth,
Der Vater, der Sohn und der heilige Geist,
Den Himmel und Erd' ohn' Ende preist."

Nun allzumal
Im ganzen Thal
Das Volk auf den Knie'n harrt im Gebet,
Und laut für das Heil des Herren fleht.
Den Kaiser rührt's; der Betenden Schall
Bringt ihm zu Ohren der Wiederhall.
Auch er bleibt knieen im Gebet
Und Gott für das Wohl der Völker fleht.
Schon flammt der Mond
Am Horizont,
Und herrlich das grünliche Firmament
Von funkelnden Sternenheeren brennt.

Des Himmels Pracht
Erweckt mit Macht
Die Sehnſucht zum himmliſchen Vaterland:
Ihm löſet ſich jedes irdiſche Band.
Wo der Seraphim Harfe Jubel erklingt,
Der Seligen Chor das Heilig ſingt,
Wo das Leiden ſchweigt, die Begierde ſich bricht,
Zur ewigen Liebe, zum ewigen Licht,
Dahin, dahin
Schwingt ſich ſein Sinn,
Und mit hoch empor gehobenen Händen
Denkt er entfliehend ſein Elend zu enden:

Als ſchlank und fein
Ein Bäuerlein,
Wie der Blitz ihn blendend, nun vor ihm ſtund,
Und grüßt' ihn mit lieblich ertönendem Mund:
„Herr Max, zum Sterben hat's wohl noch Zeit,
Doch folget mir ſchnell, der Weg iſt weit."
Der Kaiſer entſetzt ſich ob dem Geſicht,
Und trauet den Augen und Ohren nicht.
Und wie er ſchaut,
Ihm heimlich graut;
Denn es wallt um den Knaben gar ſonderlich
Ein dämmernder Schein, der nichts Irdiſchem glich.

Doch der Kaiſer in Haſt
Sich wieder faßt,
Und fragt das Knäblein: „Wer biſt Du? — Sprich!"
„„Ein Bote, geſandt, um zu retten Dich.""

„Wer zeigte Dir an zur Klippe den Weg?“
„„Wohl kenn' ich den Berg und jeglichen Steg.““
„So hat Dich der Himmel zu mir geſchickt?“
„„Wohl hat er Dein reuiges Herz erblickt.““
D'rauf er ſich dreht,
Zur Höhlung geht,
Und gleitet nun leicht durch den Riß in die Wand,
Den vorher ſein forſchendes Auge nicht fand.

Durch den Riß gebückt,
Der Kaiſer ſich drückt;
Sieh', da hüpfet das Knäblein leuchtend voran,
Durch ſteile Schluchten tief ab die Bahn.
Wo funkelnd das Erz an den Wänden glimmt,
In der Tiefe der Schwaden aufblitzend ſchwimmt;
Am Gewölb' ertönt der Schritte Hall,
Fern donnert des Bergſtromes brauſender Fall
Tiefer noch ab,
Meilen hinab!
Da gleitet das Knäblein in eine Schlucht;
Die Fackel erloſch. — Mit den Händen bange nun ſucht

Max ſich den Weg hinvor,
Und dringt empor,
Und ſchaut aufathmend der Sterne Licht,
Und ſucht den Knaben — und findet ihn nicht.
Da faßt ihn ein Schauer. Nicht hat er geirrt.
Wohl war es ein Engel, der ihn geführt.
Und ſchon erkennt er Zierleins Thal,
Hört brauſen der Menge verworrenen Schall.

Mit bebendem Tritt
Er weiter ſchritt,
Wie oft, ermattet, er weilen muß,
Bis er naht dem weit erglänzenden Fluß.

Noch ſtand er weit,
Doch hocherfreut
Schaut er den Prieſter bei Fackelglanz
Stehn, unermüdlich mit der Monſtranz.
Und noch die treuen Gemeinden knien,
Und heiß im Gebete für ihn glühn.
Sein Auge ward naß, ſein Herz hoch ſchwoll,
— 's war ja von tauſend Gefühlen voll.
Schnell tritt er vor,
Ruft laut empor:
„Lobet den Herrn und ſeine Macht!
Seht! mich hat ſein Engel zurück gebracht.“

An Joſeph Haydn

bei Aufführung der Schöpfung im Univerſitätsſaale zu Wien.

Du haſt die Welt in deiner Bruſt getragen; —
Der Hölle düſtre Pforten ſtark bezwingen,
Den freien Flug in Himmelsräume wagen
Hört man dich auf der Töne kräft'gen Schwingen:
D'rum ſollſt du, theurer Greis, nicht trauernd klagen,
Daß mit dem Alter deine Kräfte ringen.
Zwar weicht der Leib den düſtern Zeitgewalten:
Was du gewirkt, wird ewig nie veralten.

Wie nun in dieſes Muſentempels Hallen
Erwartungsvoll ſich frohe Schaaren drängen,
So ſieht man einſt die ſpäten Enkel wallen
Zu deiner Schöpfung hohen Himmelsklängen,
So hört man noch der Enkel Jubel hallen
Bei deiner Engel Halleluja-Sängen.
Was rein der Menſch aus reiner Bruſt geſungen,
Iſt wohl nie leicht in Menſchenbruſt verklungen.

O lauſche lang' entzückt den eignen Tönen,
In deiner Freunde dicht gedrängtem Kreiſe,
So wirſt du ſanft der Erde dich entwöhnen,
So froh dich rüſten zu der großen Reiſe.

Die Erde mit dem Himmel zu verſöhnen
War deiner Kunſt erhabne Lebensweiſe.
Noch ſchallt dir Dank tief von der Erde Klüften,
Empfängt dich Halleluja in den Lüften.

Dichterloos.

Wenn ich die Lerche ſehe, wie ſie langſam
Mit ſüßem Sang ſich in die Lüfte hebt,
Und dann ſchnell abwärts zu dem Boden ſchwingt,
So macht's mich traurig. — Mühſam ſchwingt der Dichter
Wohl auch ſich auf zu höheren Regionen;
Doch zieht das Leben ſchleunig ihn zurück. —
Er bleibt ein Menſch, und haftet an dem Boden! —

Akademien.

Akademien baut, Treibhäuſer für ſtarrende Künſte!
Was die Natur uns verſagt, bringe der Zwang nun hervor.
Blüthen gewinnen wir doch, zwar krank an Farb', und geruchlos,
Aber genügſam ſeyn heißt uns der Zeiten Gebot.

Leben und Kunſt.

Einem ſtrebet nur nach: Verſöhnet die Kunſt mit dem Leben;
Wirklichkeit und Ideal ſchreite nicht länger getrennt.
Wäre das Alles? Nun gut. Ein Kleines gewähret uns voraus:
Hebt nur das Leben zuerſt! — Selbſt wohl beflügelt ſich Kunſt.

Ueber die Schauspielkunst.

Wenn zart ein Maler uns die Liebesgöttin
Auf Elfenbein, in hellem Goldgrund malte,
Ein Bildchen, nur vier Zolle hoch und breit;
Und dieser Maler hinge nun sein Bild
Im Pantheon hoch in der Kuppel auf,
Daß jene Venus dann zur Mücke schwände:
Wie würde nicht der Arme ausgelacht!

Wie? Lispeling lacht mit? — Er sehe zu,
Daß er am Ende sich nicht selbst belache!
Ein Maler, der sein zartes Taschenbild
In hoher Kuppel unserm Blick entzieht,
Und Lispeling, der auf der weiten Bühne
So leise wie im engen Zimmer lispelt,
Sind wohl an Thorheit sich so ziemlich gleich.
Bei jenem sieht, bei diesem hört man nicht.
Ich soll mit dir jetzt lachen, und jetzt weinen?
Recht gerne, Freund! nur sag' mir erst — worüber?
„Der Reiz, die Leichtigkeit, die Wahrheit selbst
Entflieht erschrocken vor dem grellen Schall,
Der schneidend das Gehör verletzt." — Mag seyn! —
Wenn ihr, wie Stentor, ganz unbändig schreit;
Es gibt auch hier, wie überall, ein Maß.

Willſt du nur Jedes Denk- und Handlungsart,
Aus letzten Gründen, ſorgſam dir entwickeln.
„Was iſt des Mannes Wunſch, was ſeine Furcht?
Welch ein Gedanke drängt ſich herrſchend vor,
Und zieht wie Diener all' die andern nach?
Durch welche Mittel ſtrebt er nach dem Ziel?
Mit welchem Maß von Feigheit oder Muth?" —
Wenn ſolche Fragen du dir deutlich löſeſt,
Bald ſpringt ein lebend Bild vor deinen Geiſt,
Das du ſogleich mit glüh'nder Seele faſſeſt,
Das unbewußt dich dann im Spiele leitet,
Und Ton und Gang und jede Regung lenkt.
Wer alſo ſich beſeelet, wird im Spiel
Uns immer wechſelnd, immer neu erſcheinen.

Flink wähnt, als Hofmann, Dank ſich zu verdienen,
Wenn er ſich jetzt auf ſeinen Zehen wiegt,
Die Damen jetzt durch ſeine Gläſer muſtert,
Jetzt tief ſich bückt, jetzt ſtolz ſich wieder hebt.
Nur, leider! fehlt dem allen noch der Halt;
Es fehlt der Lebenspunkt. Und Alles liegt
Noch todt und unbelebt, ein Stückwerk, da.
Erſt muß die kleine Furcht, die kleine Freude
Sich des beengten Herzens ganz bemeiſtern,
Und dann verengen ſich von ſelbſt die Schritte,
Die ſo ein Wicht auf heißen Eſtrich ſetzt.

Wer ſeiner Rolle durchaus mächtig iſt,
Zeigt meiſtens ſchon bei ſeinem erſten Auftritt,

Was wir den Abend durch erwarten dürfen.
An Maske, Blick und Ton, und Gang und Haltung
Drückt ſchnell ſein innerſtes Gemüth ſich aus.
Dann tönt ein freudiges Gemurmel auf,
Das ſchöner lohnt, als wildes Händeklatſchen.
So, wenn in Iffland's Spielern unſer Koch
Als General erſcheint, raunt man ſich zu:
„Sieh' da, ein alter Degen, rauh und gut.
Wie raſch er ſich bewegt! Sein Auge glüht!
Sein kurzes Wort befiehlt! Und doch aus Allem
Strahlt ſeine Güte ſiegend durch.“ — Ja, wahrlich,
So mußte der ſich künden, der ſodann
Gewaltſam, feurig, kräftig, liebevoll
An ſeine Bruſt den alten Kriegsfreund reißt,
Und dem auch noch, in der Umarmung ſelbſt,
In jedem Finger eignes Leben zuckt.

Sey ja beſorgt, daß nicht ſtatt Glanz und Licht
Dein Feuer wild nur Dampf und Rauch erzeuge,
Zu ſchnell aufpraſſelnd, ſich zu früh verzehre!
Ein Herkules, der, eh' er noch erſchien,
Heraus die Keule auf den Spielraum warf,
Ward einſt von Jung und Alt mit Recht verlacht.
Was will der Prahler in der Folge zeigen,
Der ſich beim Anfang ſchon ſo tönend kündet?
Es kreißt ein Berg, und eine Maus erſcheint.
Vergiß nicht, Freund, daß dich dieſelbe Kraft
Das ganze Stück hindurch beleben muß,
Daß, wenn ſie nicht von Act zum Acte ſteigt,
Der Hörer ſich entfernet oder gähnt.

Nur dann verdient dein Eifer Lob und Dank,
Wenn ihn die kält're Einsicht weise zügelt.
Ein Gaukler drängt sich oft in Nebenrollen
Unzeitig vor; — soll ich dafür ihm danken,
Daß er, anmaßend, uns die Harmonie
Des schönen Ganzen frevelhaft zerstört?
Bis zu dem Winkel zischet ihn zurück,
Aus dem er frech sein leeres Haupt erhob!
Wie in der Welt kein Mißlaut hörbar ist,
Sich Alles stimmet zum Zusammenklang,
Der den Geweihten überrascht, entzückt:
So öffnet uns die Bühne eine Schöpfung,
In der ein jeder noch so schwache Laut
Harmonisch in das Ganze klingen muß.

Es nützt jedoch die tiefste Wissenschaft,
Die hellste Einsicht jenem Künstler nicht,
Dem noch der träge Körper widerstrebt,
Der, ungerufen, immer, wie von selbst,
In Mienen, Gang, in Haltung und Bewegung,
Sich nach des Spielers Absicht fügen soll.
Wer ängstlich auf der Bühne selbst noch sinnt,
Im Wellenschwung den Arm emporzuheben,
Jetzt malerisch den Körper hinzustellen,
Verloren ist er! — Wahrheit und Natur,
Und Grazie — entflieht. Sein Spiel wird steif,
Wir wenden mißvergnügt den Blick hinweg.

Darum, mein schöner Freund, verschmähe nicht,
Durch Fechten deinen Körper dir gewandt,
Durch höhern Tanz geschmeidig ihn zu machen.

Oft übe dich, nach Art der Pantomimen,
Die Leidenschaften alle auszudrücken,
Wie sie entstehen, wachsen und verlöschen.
Und findest du den gleichgestimmten Freund,
So nehmt bald diesen, und bald jenen Stoff,
Um aus dem Stegreif frei ihn durchzuführen:
Das lehrt dich schnell den Augenblick erfassen,
Was man dir gibt, im Nu zurückzugeben,
Die Leichtigkeit, die Harmonie des Spiels;
Und zeigst du dich auch nur im Lebenskreise
Gefällig, artig, fein, als Mann von Welt,
So wird, wenn du die Bühne dann besteigest,
Dich Anstand nie, dich Schönheit nie verlassen.

An der Jacquet hat man es laut gerühmt:
„Sie wäre vor der Gruppe Niobe's
Entzückt, begeistert, lange dagestanden,
Um dann im Ayrenhof's Cleopatra
Als Königin zu sterben.“ Gut! Sie that's,
Um ihre Phantasie mit jener Würde,
Mit jenem hohen Adel zu entflammen,
Der selbst im Tod die starke Seele hebt,
Gewiß doch nicht der bloßen Stellung willen.
Dem Künstler kann ein Zeitpunkt nicht genügen,
Der Bild auf Bild in sanftem Flusse zeigen,
Bei keinem stockend sich verweilen soll. —
Denn einzeln, unverbunden, und zerstreut,
Verrathen diese Bilder nur Gefallsucht,
Die ungeschickt der Täuschung uns entreißt.
Wie viele Klippen beut die Kunst hier dar!
Doch wer sie klug und fest, wie Lange, meidet,

Dem ſchielt der Neid vergebens nach dem Kranze,
Der unverwelklich ihm die Stirne kühlt.

Nur gar zu oft verſinkt in größre Fehler,
Wer allzu ängſtlich die geringern meidet.
Der will natürlich ſpielen, wird gemein,
Der ſtrebt nach Zierlichkeit, vergißt die Wahrheit,
Der, dem Natur ein Ohr für Wohllaut gab,
Behorcht ſich ſelbſt, verfällt in Kanzelton;
Der überläßt ſich ſorglos der Empfindung,
Und ſeine Reue kreiſcht, es brüllt ſein Zorn;
Der, um ſein Spiel mit Feuer zu beleben,
Malt mit geſchäft'ger Hand uns Berg und Thal,
Und unbarmherzig klopft er im Affekt
Sich Kopf und Bruſt, und auch — die Schenkel wund.
Der endlich, nur auf hohe Würde ſinnend,
Schwimmt wie ein Gaſt im Bade langſam her;
Und ſenkt, und hebt ſich doch ſein Arm zuweilen,
Es iſt, man ſieht's, ein Uhrwerk, das ihn treibt.
Zur Bühne glaubt ein Jeder ſich berufen;
Doch ach! — wie Wenige ſind auserwählt!

Ob die Natur den großen Mimen ſchaffe,
Ob er durch Kunſt ſich bilde, wird gefragt.
Viel ſchenkt Natur, mehr noch erwirbt die Kunſt.
Die Wohlgeſtalt, die ſchöne Mittelgröße,
Und edle Züge, die ſich ſtärker heben,
Sich aus der Ferne noch bedeutend zeichnen,
Ein ſprechend Auge, das nun fröhlich glänzt,
Nun feurig rollt, nun düſter ſich verſenkt,
Ein biegſames, helltönendes Organ,

Das rein die ganze Scala hören läßt,
Beweglichkeit und Kraft der Muskeln: — Freilich,
Das Alles dankt ein Mime der Natur,
Die eigenſinnig ihren vollen Reichthum
So, wie an Brockmann, ſelten nur erſchöpft.

Allein, die Kunſt ſiegt über die Natur,
Der hohle Ton, die hagere Geſtalt
Hat uns an Schröder's Helden nicht beleidigt.
Als Adamberger's Reize ſchon verblühten,
War ſie darum als Gurli und Chatinka
Dem edlen Wiener etwa minder werth?
Die Kunſt verhüllet liebend die Gebrechen;
Wo nicht, umſtrickt ſie uns mit ihrem Zauber,
Daß wir des kleinern Mangels ganz vergeſſen.

Weit ſchlimmer wär's, wenn in des Künſtlers Geiſt
Nicht Alles ſich harmoniſch wirkſam fände,
Wodurch der Mimen Werk zum Leben kommt. —
Ein helles Auge, ſo das friſche Leben
Im ſchnellen Fluge ſicher doch erhaſcht,
Die Phantaſie, die all' den ſchönen Reichthum
Vor ihren klaren Zauberſpiegel ruft,
Von Bild zu Bild auf freien Schwingen gaukelt,
Die Dichtungskraft, die Bilder zu verſchmelzen;
Was, abgeriſſen, mager uns erſcheint,
Als voll, als ganz, als lebend vorzuführen,
Zum Ideal die Einzelnheit zu heben,
Das Ideal zur Einzelnheit zu ſteigern,
Und ein Gefühl, das jedem Hauche klingt,

In jedem Ton ſich leicht und zwanglos ſtimmt,
Und dann der ſtrenge richtende Verſtand,
Der, ſich bewußt, das Unbewußte lenkt,
Der Drang nicht nur, der, ach! ſo Viele täuſcht,
Nein, auch das immer rüſtige Vermögen,
Was vor des Mimen Geiſt lebendig wogt,
Im Bilde, Jedem ſichtbar, darzuſtellen: —
Wer zählte wohl die Himmelsgaben alle,
Durch die ein Mime zaubernd auf uns wirkt?

O dreimal glücklich, wer mit reinem Sinn,
Mit ganzer Seele ſich Thalien weiht!
Sie bildet liebend ihn zum Menſchen aus.
Die gold'ne Zeit iſt lange ſchon vorbei,
Wo in des Lebens vielgeſchäft'gem Kreiſe
Der Menſch für jede Kraft den Spielraum fand,
Und alle übend alle auch genoß.
Von Eiſen ſcharfe Zeiten ſind gekommen,
Und ſie zerſtückten frech das Götterbild.
Von jenem heiſcht das Leben Körperkraft,
Von dieſem nur Verſtand, von keinem Alles.
Da ließ die Kunſt erbarmend ſich hernieder:
Nur der, den ſanft ihr Odem neu belebt,
Hebt wieder ſich verjüngt als Menſch empor.

So ſegne deinen guten Genius,
Der, in der hellſten deiner Lebensſtunden,
Dir Luſt und Muth und Kraft zur Bühne gab!
Bewahre rein dein Herz! Laß dieſe Gluth,
Die dir für alles Große, alles Schöne
Im Herzen heilig flammt, ja nie erlöſchen!

Dem Tod iſt jedes Menſchenhaupt geweiht:
Wohl dem, der an ſo reiner Himmelsflamme
Sein Leben, ſich und Andern froh, verzehrt!
Was Göttliches im Menſchenbuſen lebt,
Was um die Welt den Sonnenglanz verbreitet,
An's Licht die ſonſt wohl dunkeln Stellen fördert,
Daß hell und leicht der Lebensweg erſcheine,
Was gegen ein anſtürmend Unglücksheer
Dem Menſchen Muth und Kraft zum Kampfe beut,
Was ſelbſt im Tod' ihn frei noch ſinken läßt,
Das ruft, im Bilde, mächtig deine Kunſt
Aus jeder Zeit, aus jedem Stande vor;
Und ſey's ein König, ſey's ein Bauersmann,
Der nun in dir vor unſern Augen handelt,
Er zeige ſich in Allem uns — als Menſch!

„Schon Mancher, der als Held uns hoch erhob,
War in dem Leben ein gemeiner Wicht."
Es ſey; allein wie tief er ſinken mochte,
Er fühlte doch den Gott in ſeiner Bruſt;
Es flammte ſchon in ihm die Sehnſucht auf:
Was ſeiner Phantaſie ſo groß erſchien,
Aus ſich heraus in Wirklichkeit zu bringen,
Und weil die Kraft zum Handeln ihm verſagte,
Wollt' er als Bildner liebend es erreichen. —
Der Unglückſelige! Ihm ſchwanden trüb
Im ew'gen Widerſtreit die Tage hin;
In Luſt und Rauſch blieb doch das Herz ihm leer.
Du, Max, du gleiche jenem Roscius,
Den auch ein Ehrenmann, wie Cicero,
Vor dem geſammten Volk als Freund erkennt;
Wie auf der Bühne, ſey im Leben groß!

„Nicht Helden nur erſcheinen auf den Brettern;
Oft hüpft ein Geck uns zum Gelächter hin,
Oft ſchleichet leiſ' ein Böſewicht daher.
Wie? holt auch hier der Mime ſich die Kraft
Aus ſeinem reichen, liebevollen Herzen?"
Was zweifelſt du? Dadurch allein erhält
Zu ſolchem Spiel er Anlaß und den Reiz.
Nur, wer ein Ideal der höchſten Schönheit
Tief in dem ernſten Geiſte mit ſich trägt,
Erſieht mit feinem Sinn, was unvermerkt
Aus ihren Kreiſen ſich hinaus verliert,
Und ſtellt das Feingefaßte fein uns dar,
Nur der mit Liebe an der Tugend hangt,
Entdeckt an ihrem Strahl mit voller Schwärze
Den Böſewicht, durchblickt ihm ſcharf das Herz;
Und wie er ihn aus voller Seele haßt,
Stellt er ihn haſſenswürdig Allen vor. —
Zeigt Scherz und Haß ſich in der ſchönen Kunſt,
Wird Scherz vom Ernſt' und Haß von Lieb' erzeugt.
Denn um das Zwergfell zwecklos zu erſchüttern,
Und zum Gefühl den Stumpfen aufzureizen,
Bedarf man wahrlich nicht der Kunſt.

Wenn ſo daſſelbe höhere Gefühl
Dich jede deiner Masken wählen heißt,
Wird dich der Bühne Wechſel nicht zerſtreuen;
Und wenn du gleich von einer Leidenſchaft
Zur andern ſtürmſt, dich jetzt in dieſe Denkart,
Und nun in jene, wie ein Proteus, fügſt,
Dich auf der Bühne tauſendfach verwandelſt,
Verbleibeſt du im Leben doch ein Mann,

Gerade, feſt, und ohne Trug und Falſch.
Wie ſich Natur im ſteten Wechſel zeigt,
Und ewig doch ein' und dieſelbe bleibt,
Weil ſie nach ewigen Geſetzen wirkt.

Noch eines, Edler, und dann lebe wohl!
Soll dich dein neuer Prieſterſtand beglücken,
So lerne früh den Ueberfluß entbehren.
Dir quillt ein reicher Born von Seligkeit
Im Herzen auf, den Tauſende nicht kennen.
Bei dieſem Reichthum mißt man leicht den Tand,
Mit dem ſich Armuth ſelbſtgefällig ſchmückt.
Stets ſoll ſich frei und ſtolz ein Künſtler fühlen!
D'rum, bläht vor dir ein reicher Geck ſich auf,
Und mißt er dich mit ſeinem dummen Blick,
Will er wohl gar als Gönner ſich bezeigen,
So ruf' ihm froh aus voller Bruſt entgegen:
„Behalt' dein Gold! die Kunſt belohnt ſich ſelbſt!“

Wehrmannslieder.

Oesterreichs Landwehr.

„Habsburg's Thron soll dauernd stehen;
Oestreich soll nicht untergehen!
Auf, ihr Völker! bildet Heere!
An die Grenze! fort zur Wehre!"
Solchen Ruf ließ Franz erschallen
Aus der Ahnen Kaiserhallen.

„Stolze Fahnen, die euch führen,
Sorgte meine Hand zu zieren;
Wo nur Feindeswaffen blinken,
Laßt zum Siege sie euch winken!"
Rief Ludwige, hieß dann fliegen
Stolz die Fahnen vor den Zügen.

Franzens und Ludwigens Brüder
Sanken vor dem Throne nieder,

Schwuren: „In des Kampfes Hitze
Stehn wir an der Völker Spitze.“
Schnell zur That sieht man sie eilen,
In die Völker sich vertheilen.

Helden, reichbedeckt mit Wunden,
Haben willig sich gefunden,
Ordnen rastlos, kriegserfahren,
Froher Völker tapfre Schaaren;
Wissen ihre Kraft zu stärken,
Bilden sie zu Kriegeswerken.

Ihres Muthes Adlerflügen
Will nicht kaltes Wort genügen;
Froh entflammen sich die Brüder
An dem Klange stolzer Lieder;
Was aus tapf'rer Brust sie singen,
Tapfer werden sie's vollbringen.

West und Ost und Süd und Norden
Send' auf uns nun Feindeshorden;
Ha! des Reiches weite Grenzen
Werden Bürger rings bekränzen,
Mit den aufgepflanzten Speeren
Tyrannei den Eingang wehren!

Welches Volk sich selbst empfunden,
Ward vom Feind nie überwunden;
Welches Volk dem Tod sich weihet,
Wird vom Siege stets erfreuet. —

Alles opfert hohem Streben:
In dem Tode liegt das Leben! —

Habsburgs Thron wird dauernd ſtehen;
Oeſtreich wird nicht untergehen.
Auf, ihr Völker! bildet Heere!
An die Grenze! fort zur Wehre!
Daß dem Kaiſer in den Hallen
Siegesjubel einſt erſchallen.

Kriegseid.

Wir ſtehn vor Gott,
Der des Meineids Frevel rächt,
Weiſ' und gerecht.
O, hör' uns, Gott!
Wir ſchwören:
Zu löſen die theure Wehrmannspflicht;
Wir bedenken den Eid, und beben nicht,
Und ſchwören!

Wir ſtehn vor Gott,
Der des Urahnherren Thron
Schützet dem Sohn.
O, hör' uns, Gott!

Wir ſchwören:
Zu folgen des Kaiſers Herrſchermacht
Auf den Feind, in den Tod, zum Sturm, zur Schlacht,
Wir ſchwören!

Wir ſtehn vor Gott,
Der uns heil'ger Obrigkeit
Folgen gebeut.
O, hör' uns, Gott!
Wir ſchwören:
Zu folgen der Helden Wink' und Ruf',
Die des Kaiſers Gebot zu Führern ſchuf;
Wir ſchwören!

Wir ſtehn vor Gott,
Der die Treu' in Obhut hat,
Straft den Verrath.
O, hör' uns, Gott!
Wir ſchwören:
Auch gefangen in Qual und Feindeshand
Nie verrathen wir treulos Heer und Land!
Wir ſchwören!

Wir ſtehn vor Gott,
Der die Tapfern mächtig hält,
Feige zerſchellt.
O, hör' uns, Gott!
Wir ſchwören:
Nie wählen für Tod wir Schmach und Flucht;
Uns beſiege nie feige Lebensſucht;
Wir ſchwören!

Wir ſtehn vor Gott
In der Schlacht, in Noth und Tod
Stehn wir vor Gott.
O, hör' uns, Gott!
Wir ſchwören!
Wir halten zur Fahn' in heißer Schlacht,
Bis es Gottes Gewalt durch uns vollbracht;
Wir ſchwören!

Gebet.

Allmächt'ger Gott!
Du hauchſt, und neue Sonnen flammen;
Du winkſt, der Weltbau ſtürzt zuſammen!
O wende hold dein Angeſicht
Auf uns, die für das Vaterland
Ein heil'ger Eid zum Kampf verband;
Geh' mit den Feinden in's Gericht!
Erhör' uns, Gott!

Allmächt'ger Gott!
Frech dringt der Feind in unſ're Lande,
Hält ſchon für uns bereit die Bande;
Doch du haſt uns mit Muth beſeelt;

Dein Werk iſt unſers Wehrbunds Macht!
Stärk' uns, daß auch in heißer Schlacht
Sich Jeder Tod für Knechtſchaft wählt.
Erhör' uns, Gott!

Allmächt'ger Gott!
Was auch des Feindes Wuth nun bräuet,
Wie er voraus des Siegs ſich freuet,
Erhören wirſt du mein Gebet!
Und drängt des Stolzen grimmig Heer
Zahllos heran, wie Sand am Meer,
Ein Hauch von dir: — es iſt verweht!
Erhör' uns, Gott!

Allmächt'ger Gott!
Belohnen wirſt du mein Vertrauen,
Mein froher Muth darf auf dich bauen;
Du hältſt uns — wir verzagen nicht!
Uns ſchenke, Herr, uns ſchenke Sieg!
Gerecht iſt unſer Nothwehrkrieg!
Sie treibt der Stolz, uns führt die Pflicht.
Erhör' uns, Gott!

Allmächt'ger Gott!
In wilder Schlacht, im Kriegsgetümmel
Fleh' ich mit frommem Blick zum Himmel:
O ſende Sieg mir oder Tod!
Wenn Oeſterreich nur glorreich ſiegt,
Der ſtolze Feind nur unterliegt,
Preiſ' ich noch, ſterbend, preiſ' im Tod
Dich, großen Gott!

Allmächt'ger Gott!
Bewahr' mein Herz vor Schuld und Sünden;
Dann darf mein Muth auf dich ſich gründen!
O Gott, o meine Zuverſicht!
Und wenn auch plötzlich Erd' und Welt
Einbrechend auf mich niederfällt;
Noch lebt mein Muth, noch wank' ich nicht,
Und hoff' auf Gott!

Und hoff' auf Gott!
Und wenn zur Rechten und zur Linken
Auch tauſend Brüder niederſinken;
Ich hoff' auf Gott und fechte noch! —
Und fallend hoff' ich, daß mein Blut
Dem Enkel ſich're Thron und Gut;
Ihn rette vor der Feinde Joch. —
Erhör' uns, Gott!

Der Greis.

Mein Aug' iſt matt, mein Haar iſt weiß;
Ich ſchwacher, abgelebter Greis
Kann nicht zu Felde ziehn,
Und ſehne mich doch hin.

Scharf iſt dein Aug', und ſtark dein Leib;
Du biſt ein Mann, du biſt kein Weib,
Sohn, ſollſt zu Felde ziehn;
Stürz' auf die Feinde hin!

Die Flinte halt' in feſter Hand,
Trag' ſie zum Ruhme, nicht zur Schand';
Der Tod nur raub' ſie dir;
Ich ſegne dich dafür!

Grad' auf den Feind nur immer an,
Dort ſuche ſchnell dir deinen Mann;
Nur vorwärts ſey dein Blick!
Nie fall' er feig' zurück!

Durch Muth erweck' der Andern Muth,
Dir brenn' im Auge düſt're Gluth,
Ein Donner ſey dein Wort!
So jag' die Feinde fort!

O Sohn, ſoll fließen dann dein Blut,
Verkauf' es theu'r dein Heldenmuth!
Daß nicht umſonſt du ſtirbſt,
Dir Heldenruhm erwirbſt.

Steh' feſt, ein Fels an deinem Ort!
Und jeder Hieb, nun hier, nun dort,
Treff' ſicher einen Feind,
Um den ſein Vater weint.

Und liegſt du todt dann auf dem Feld,
Gewahrt man leicht, du warſt ein Held;
Die Wunden ſind von vorn,
Die Miene zeigt noch Zorn.

Und iſt dann frei dein Vaterland,
Ich kinderlos am Grabesrand,
So ſchwach ich Greis dann bin,
Eil' ich auf's Schlachtfeld hin.

Auf ſeinen Hügeln ruh' ich dann,
Und rufe jeden Wand'rer an:
Hier fiel mein wack'rer Sohn,
Hier fand er Heldenlohn.

Und ſeufze, weine, klage nicht,
Bis mir das Herz im Leibe bricht;
Und ich vor Gottes Thron
Dann finde meinen Sohn.

Der Bräutigam.

Jetzt iſt es Zeit, die Trommel ruft,
Lieb Mädel, laſſ' mich ziehn;
Die Fahne flattert in die Luft,
Muß zu den Männern hin;

Muß fort, als Wehrmann, in das Feld,
Es iſt beſchworne Pflicht;
Und wer nun Wort und Schwur nicht hält,
Der bleibt ein feiger Wicht.

Was weinſt du dir die Augen aus,
Machſt mir das Herz ſo ſchwer?
Bald dränge dir der Feind in's Haus;
Eilt' ich nun nicht zur Wehr.

Den Aeltern raubt' er dann das Brot,
Tränk' euren guten Wein,
Stürzt' euch in Jammer, Angſt und Noth,
In's Elend tief hinein.

Vom Schlimmſten red' ich gar kein Wort,
Wenn Schurken mit Gewalt — —
Es treibt mich wie mit Spornen fort,
Und überläuft mich kalt.

Wenn an des leeren Hauſes Thor
Du ſtändeſt jammervoll,
Wohl rückteſt du mir Feigheit vor,
Und riefſt mit tiefem Groll:

„O hätteſt du das Land beſchützt,
Nicht würd' ich troſtlos ſeyn,
Nun ſieh', was dir die Feigheit nützt:
Ich kann dich nimmer frei'n."

Der Vorwurf bräche mir das Herz,
Weit würd' ich weg dann ziehn,
Mit Scham und Zorn, und Reu' und Schmerz
Durch Berg' und Thäler fliehn.

Und würd' es ohne mich vollbracht,
Und kämen ſie zurück,
Würd' ich dann bitter ausgelacht;
Mich höhnte Aller Blick.

„Schaut," riefen ſie, „den Burſchen an,
Der heim bei'm Rocken ſaß;
Iſt an der Dirn' wohl auch nichts d'ran,
Die ſich der Wicht erlas."

Ach, wir ertrügen nicht den Spott
Und härmten ſtill uns ab,
Bis uns vereinte dann der Tod
Unrühmlich in ein Grab.

So laſſ' mich ziehn. Am Sieges-Mahl
Soll unſ're Hochzeit ſeyn;
Bei Pauken- und Trompetenſchall
Will ich dich, Liebe, frei'n!

Dann rühmt dich Jeder in's Geſicht,
Weil dich ein Held erlas,
Der über ſeiner Liebe nicht
Des Vaterlands vergaß.

Ruf an den Feind.

Feind, ha, du wagſt es und dräuſt uns verwegen?
Siedend empört ſich mein feuriges Blut!
Nieder gebeutſt du die Waffen zu legen? —
Alſo nicht, Stolzer! noch hebet uns Muth!
Wenn bald der Feldruf ſchallet,
Ringsum der Donner hallet,
Zahlſt du die Frechheit mit ſtrömendem Blut!

Wähneſt du Männer in Feſſeln zu ſchmieden?
Thörichte Hoffnung! Wir ſtehn dir im Krieg;
Kaufen nicht ſchimpflich mit Freiheit den Frieden,
Hoffen nur Rettung von Waffen und Sieg.
Der Stahl in unſern Händen
Soll Oeſtreichs Schickſal wenden!
Sieg oder Tod! Mit dem Ruf in den Krieg!

Träumſt du, wir würden uns beugen und kriechen,
Küſſen die ſchwere, die eiſerne Hand?
Knechtſchaft verknirſchen in heimlichen Flüchen,
Schalten dich laſſen im köſtlichen Land?
Du ſollſt bei uns nicht wüthen,
Du ſollſt uns nicht gebieten!
Schüttelt die Waffen in tapferer Hand!

Beſſer als Helden nun fechten und ſterben,
Löſen im Tode die heilige Pflicht,
Als in dem Joche des Feindes verderben,
Fühlen ſich Knecht — ein erbärmlich Gezücht!
Wenn wir dem Tod nicht beben,
Dann werden frei wir leben.
Kämpfet und ſterbet, und löſet die Pflicht!

Trommeln gerühret und Fahnen geſchwungen!
Muthig geſtürmet! — So endet die Noth.
Immer gekämpfet, gefochten, gerungen,
Jagt in die Feinde nun Schrecken und Tod!
Ihr Feinde ſollt erliegen,
Bei Gott! wir werden ſiegen!
Sieg nur befreiet; Sieg endet die Noth.

Jenſeits der himmelan ſtürmenden Berge
Suchet euch Rettung in ſchimpflicher Flucht
Wo euch die dräuende Feſte verberge,
Wo euch der rächende Donner noch ſucht.
Hinein, ihr wackern Brüder!
Bald ſingt ihr Siegeslieder.
Nieder mit ihnen! Ha! jagt ſie in Flucht!

Marſch.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald den Feinden kund!
Wenn die Schanzen, die wir ſchirmen,
Tollkühn einſt die Frechen ſtürmen;
Stürzend von den hohen Wällen,
Sie die Köpfe ſich zerſchellen,
Und die hochgethürmten Leichen
Bis herauf zum Bruſtbett reichen:
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Macht ſich dann dem Feinde kund.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald den Feinden kund!
Wenn, umpflanzet von Kanonen,
Sie auf ſichern Höhen thronen,
Wie's auch hagelt, wie's auch knallet,
Was auch ſinket, was auch fallet,
Auf zur Höhe wir uns ſchwingen,
An den Leib dem Feinde dringen:
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Macht ſich dann dem Feinde kund.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald den Feinden kund!

Wenn im wilden Schlachtgetümmel
Aus dem dichteſten Gewimmel
Ihre Fahnen wir uns ſuchen;
Unter Heulen, unter Fluchen
Sie nun weichen, ſie nun fliehen,
Immer vorwärts wir dann ziehen: —
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Macht ſich dann dem Feinde kund.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald dem Lande kund!
Wenn des Feindes Stolz nun ſchweiget,
Tief vor Oeſtreichs Kraft ſich neiget;
Wir geſchmückt mit Siegeskränzen
Heim dann kehren von den Grenzen,
In der Tempel heil'gen Hallen
Lobgeſänge hoch erſchallen:
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Ward dann auch dem Lande kund.

Schlachtruf.

Zur Schlacht! zur Schlacht!
Oeſtreicher beugen nicht in's Joch
Die alte Kraft — ſie lebet noch.
Ob's Ernſt euch war mit euerm Bund,
Macht nun die ernſte Stunde kund.

Zur Schlacht! zur Schlacht! —
Ihr Männer, die ihr euch bewehrt,
Zu ſchützen Weib und Kind und Herd,
Ha, jetzo gilt's! „Tod oder Sieg"
Iſt Wehrmannsruf im Wehrmannskrieg!

Zur Schlacht! zur Schlacht!
Mit Heldenmuth, mit Heldenkraft
Befreit das Land aus Feindeshaft!
Auf! Zahlt dem Feinde ſeinen Hohn!
Auf! Knechtſchaft iſt der Feigheit Lohn.

Zur Schlacht! zur Schlacht!
Vertraut der Kraft, vertraut auf Gott!
Entweder Sieger, oder todt!
Und kommt der Tod, ſo kommt er gut;
Dir, Vaterland! dir Leib und Blut!

Wachtfeuer.

Weib und Kind, ſchlaft wohl zu Haus!
Daß ihr ſchlafet, rückt' ich aus;
Wache hier in kalter Nacht,
Denk' an euch, ruf' ich mit Macht:
Tod oder Freiheit!

Schon aus weiter Ferne klingt,
Tief in's Herz dem Krieger bringt
Brudergruß, den in der Nacht
Mann dem Manne ruft mit Macht:
Tod oder Freiheit!

Wo die Wachenfeuer glüh'n,
Steht der Feind, und trotzt uns kühn;
Ruft hinüber durch die Nacht,
Wach' für Wache ruft mit Macht:
Tod oder Freiheit!

Wenn ihn Schauer dann befällt,
Bänger ſeine Bruſt ſich ſchwellt,
Schiebt er's auf die kalte Nacht,
Doch ihn ſchreckt des Rufes Macht:
Tod oder Freiheit!

Wenn bald Schlachttumult erbraust,
Kugelhagel ziſchend ſauſt,
Dann hinab in finſt're Nacht
Stürz' ihn unſers Rufes Macht:
Tod oder Freiheit!

Blumen

auf das Grab des Dichters.

Collin's Muse.

Von L. M. Weschel.

Heiter, wie goldener Abendschein,
Sendet sie, sanft und rein,
Den liebevoll lächelnden Blick
Einmal — noch einmal zurück
Auf Austriens Lorbeerhain,
Und schwindet! —
Schwindet? —
Heilige Schauer flößet mir ein
Dieser heitere lächelnde Blick!
Ich bebe zurück;
Ich bebe zu ahnen, was er kündet.

Morgen, morgen kehre wieder!
Ruft die Flur, der Hain, der Bach
Helios dem Scheidenden nach;
Und — Hoffnung strahlend, lenket er nieder.
Kehre, Göttliche, kehre wieder!
Seufz' ich der schwindenden Muse nach;
Aber ach!
Trauer erweckend, verhallen die Lieder.

Und über die Hügel, die Berge her
Erschallet die weinende Klage!
So stöhnet der Jüngling am Sarkophage,
Das zitternde Auge von Thränen schwer.
Was er liebte, sein Alles — sein Glück,
Fesselt des Todes eiserner Schlummer;
Vergebens ringt er mit seinem Kummer:
Das Grab gibt nie mehr das Theure zurück!

Doch horch! — Nicht der Verzweiflung Stöhnen
Vernehm' ich über Hügel und Berge her!
Die Klage weinet in sanfteren Tönen;
So weint die Charis am Grabe des Schönen,
So weinte Deutschland um seinen Homer!
Und immer sanfter und schmelzender,
Und immer rührender
Vernehm' ich den klagenden Ton.
Näher! ihr herzergreifenden Laute!
Beweint die Mutter, die zarte, traute,
Den edleren, den geliebteren Sohn! — —

Plötzliches Schweigen!
Auch der leiſeſte Zephyr ruht.
Welche Gluth
Fühl' ich vom Herzen zur Wange ſteigen! —

An des alternden Dorfes Kapelle
Schimmert überirdiſche Helle
Zur Bläue des Aethers empor!
Höret! — o höret! — — der Barden Chor!
Ihre Hymnen ſind Weihgeſänge!
Und die himmliſch ſüßen Klänge
Der Harfe Sineds ſchlürfet das Ohr!

Schwindende Muſe! — du kehrſt nicht wieder.
In dem ſtrahlenden Lichtgewand
Suchſt du das himmliſche, hehre Land.
O, ſieh' noch einmal auf Auſtria nieder,
Die mit bebender Hand
In den Lorbeer Collin's die Cypreſſe wand.

Vaterland! — darum dein Klageton.
Weine, liebende Mutter, weine!
Fort aus der Kinder holdem Vereine
Rief das Geſchick den geliebteren Sohn.
Ach! — dieſe jugendlich flammenden Triebe,
Dieſe Kraft, der Vollendung werth,
Dieſer männliche Muth, ſo ſtolz genährt,
Und dennoch die kindlich beugſame Liebe — —
O weine! — ſieh'! auch die Charis weint!

Auch Melpomene weint!
Doch nicht ihm — nicht ihm ſind die Thränen geweint;
Das Höchſte iſt ja dem Edlen gelungen,
Der mächtig, wie er, ſich die Palm' errungen! —

So der Barden Weihgeſang.
Heil dem auserkornen Verklärten,
Den Uraniens Prieſter bewährten,
Dem auch Sineds Harfe klang!

Ode

auf Collin's Tod.

Von Professor Lorenz Leopold Haschka.

Ah! Te meae si partem animae rapit
Maturior vis: quid moror altera?

Horat. C. L. II. O. XVII. v. 5. 6.

Des greisen Alters, ach! Es begräbt der Greis
Die Freunde seiner Jugend; begräbt auch sie,
Die lange Wahl von seinen scheuen
Zweifelnden Jahren, die jüngern Männer,

Und steht verlassen unter den Gräbern da
Von seinen Theuern allen, der Distel gleich,
Die nun einsiedlerisch am Raine
Schwankt, ist ihr Blumenfeld ausgestorben.

O Blume meines Lebens! so hell, so stolz,
So geistreich und vollkräftig, Collin, Collin!
Du spät Gekannter, lang' Verkannter,
Endlich Erkannter, und auch für ewig

Geliebter, meinen Armen vom Schickſal nun
(Doch nicht auf immer, hoff' ich) Entrungener!
Dich will ich und dein Angedenken
Mit Simonidiſchen Thränen feiern.

Die Muſe zwar beſcheidet der Wage ſich,
Worauf die Kanzellei den Geſchäftsmann wägt;
Doch zeugen darf ſie ihrem Jünger,
Daß er bei'm leiſeſten Wink der Amtspflicht

Stracks ihre dargebotene Lyra ſelbſt
Abwies, und regen Eifers oft Nächte durch
Am Arbeitstiſche ſaß, dem Dienſte
Muße, Vergnügen, Geſundheit opfernd.

Und waget noch zu ziſchen das Vorurtheil,
Wenn in dem Rathsſaal mit auch ein Dichter ſpricht,
Freimüthig, klug, gerecht, des Kaiſers
Freund, wie des Lands, ein Collin? der frühe

Der Charitinnen Gärten in Latium
Und Hellas mit ausprüfendem Bienenſinn
Durchwanderte, ſich voll von ihres
Flores erleſenſtem Nektar anſog,

Und mit beſcheiden ſtiller Geſchäftigkeit
Zu attiſch reinem Honig ihn läuterte,
Der noch dem Enkel ſtark das Herz macht,
Rüſtig den Geiſt und das Auge wacker.

Denn plötzlich fuhr — kein Lehrlings-, ein Meisterwerk! —
Empor auf Adlerflügeln sein Regulus,
Daß wir einander staunend fragten:
Wer ist's, deß Name so herrlich aufglänzt?

So rührt', obgleich mit Lichtes-Geschwindigkeit
Sein Strahl fort schoß, nach Jahren erst Sirius
Des Erdbewohners Auge, der nun
Stand und Gestalt ihm und Namen anwies.

Doch wie der Himmelsforscher den Sirius
Nicht eh' in's Sternbuch bildend verzeichnete,
Als er gezählt die gold'nen Welten,
Die er mit Urkraft um sich herumschwingt,

So ward auch dann des Regulus Schöpfer erst
Euripides der Deutschen gegrüßt, als er
Noch sechs (ach! sieben nur sein Nachlaß!)
Leuchtender Brüder ihm beigesellet.

Reich war, gewandt und glücklich sein Genius:
Mocht' er Tyrtäus feurige Tibia
Dem Wehrmann Oestreichs spielen, oder
Schlagen die brausenden Saiten Pindars.

Homer's Drommete selber, versuchet' er,
Nicht ohne Gott, zu blasen; ha, welch ein Lied
Weissagten uns nicht jene, leider!
Kurzen, gebrochenen Heldenklänge!

Ja, Moritz! du, den nicht der Heralde nur,
Den auch die Biedertreue den Edlen nennt,
Bau' Wiens gefallener Zier ein Denkmal,
Schreib' an die Stirn' ihm: Er wollte Großes!

Daß er dies wollte, wissen die Stunden wohl,
Die Hesper uns zu trautem Gespräch verlieh,
Und deren schattendes Gefieder
Uns vor dem Wizling, dem Schwätzer schirmte.

Da schloß sein menschenholdes, sein redlich's Herz
Sich ganz mir auf, da flammten Entschlüss' empor,
Der Kunst, dem Vaterland, der Tugend
Alle geweiht, und der Freundschaft Sorgen.

Ihr heil'gen Stunden, theurer Erinn'rung voll,
Schwebt mit erhelltem Fittich, verklärtem Haupt
Stets um mich her, und weis't nach jenseits
Ueber den Urnen auf Wiedersehen.

Collin's Tod.

Von

Obriſtlieutenant Baron von Rothkirch.

Melpomene. Auſtria. Germania. Calliope. Die Freunde. Ein Genius.

Chor der Trauernden.

Er iſt dahin, er iſt für uns verloren!
Den wir geliebt, der Edle, iſt nicht mehr;
Er hatte uns, wir hatten ihn erkoren,
Es ſcheint die Welt uns ohne ihn ſo leer.
Die wir an ſeiner Bahre ſtehn und weinen,
Laßt uns zum Preis des Guten uns vereinen,
Was er uns war, mit tiefer Rührung ſagen,
Dann ewig fort in ſtiller Wehmuth klagen.

Melpomene.

Vor Allen war geheiligt mir ſein Leben,
Und leuchtend hob er ſich auf meiner Bahn.
Er zeigte groß der Menſchheit hohes Streben
Im Kampfe mit der dunkeln Mächte Plan.

Das Kräftigſte, das Zarteſte, das Schönſte,
Was je im Mann, was je im Weib erglänzte,
Das zeigte er verklärend im Cothurne.
Ach, ewig weint mein Schmerz an ſeiner Urne!

Auſtria.

Entriſſen iſt mir meine ſchönſte Zierde,
Der erſte meiner Sänger iſt dahin.
In meinem Dienſt, voll Rechtlichkeit und Würde,
War auf mein Wohl gerichtet ſtets ſein Sinn.
Er liebte mich mit einer Römer-Seele;
Sein Innerſtes durchdrang mein Mißgeſchick.
Den beſten Sohn, den Liebling meiner Seele,
Grauſames Schickſal, gib mir ihn zurück!

Germania.

Darf ich mit dir, o Auſtria, nicht klagen?
Auch mir gehört ja der Verlorne an.
Was ich gefehlt in dieſen Irrthumstagen,
Nicht rechn' es zürnend der Gebeugten an.
Mir bleibt ja nur der geiſterfüllten Söhne
Erhabner Sinn, zum hoffnungsvollen Pfand,
Daß ich vom Fall, erhöht zu neuer Schöne,
Einſt wieder ſey der Meinen Vaterland.

Calliope.

Dir hatte der Verewigte geſungen,
Melpomene, und nun ſich mir geweiht!
Schon war durch ihn mein mächt'ger Laut erklungen,
Da ſank er hin zu früh, in früher Zeit.

O Rudolph! dich wird nicht ſein Lied verklären;
Es wallt mit dir in lichterfüllten Sphären
Dein Sänger nun. Was jede Bruſt gerührt,
Das ſchönſte Werk bleibt ewig unvollführt.

Die Freunde.

Viel habt ihr, viel, ihr Trauernden, verloren,
Klagt, Muſen, klagt! Wehklage, Vaterland!
Doch was er war dem Freund, den er erkoren,
Und was als Menſch, wem iſt's, wie uns bekannt?
Sein weiches Herz bewegte jedes Leiden;
Erſchaff'nem Glück entkeimten ſeine Freuden,
Und was war er im Kreis der Seinen nicht? —
O ſchweigt — ein Herz voll treuer Liebe bricht!

Ein Genius.

In Wehmuth ſoll der bittre Schmerz ſich löſen,
Den ihr geliebt, er liebt euch noch und lebt
Im beſſern Land, bei den befreund'ten Weſen,
Um die das Urbild ew'ger Schöne ſchwebt.
Es ſpricht ſein Geiſt zu euch aus edeln Werken.
Laßt euch durch ſie zum Lebenskampfe ſtärken;
Schwingt euch empor zu ſeiner Tugend Höhen!
Ihr werdet den Verlornen wieder ſehen.

Vermischte Gedichte.

Die hohe Taufe Rudolf's.

Im Jahr zwölf hundert achtzehn, am ersten Tag im Mai,
Ward am Gebirg bei Breisach ein' Mutter sorgenfrei:
Da kam ein holder Frühling, ein wunderheller Strahl
Der Liebe milder Odem auf Deutschlands Fluren zumal.

Da ward ein Kind geboren in eines Grafen Haus,
Seither gingen Kaiser und Könige aus dessen Pforten aus:
Albrecht, der Graf zu Habsburg, er hielt so liebewarm
Zu Limburg auf dem Schlosse den Knaben sein im Arm.

Rudolf ward er geheißen, durch den die deutschen Gauen
Der Heimath Schmach und Trübsal gebrochen sollten schauen:
So hülfbedürft'ger Kleiner, wie sollt' er einst erstarken,
In Sturm und Noth der Zeiten zu wahren seine Marken!

Und ſo wollt' Gott es fügen, daß ihm der theuerſte Held
Des theuern Vaterbodens zum Pathen ward beſtellt:
Der Hohenſtaufen Krone, der zweite Friederich,
Er hielt ihn ob dem Steine, zur Ehre ihm und ſich.

Es bracht' ihn zu der Taufe, zur Ehre ihm und ſich,
Des Reiches hehrer Kaiſer am Altar tugendlich.
Die Welt mocht's nicht erkennen, doch war es Gott bewußt,
Wie daß der Himmel Segen ſchlief in des Knaben Bruſt.

Als du in ſtarken Armen, gewohnt die Schlacht zu ſchlagen,
Ein unbehülflich Knäblein zur Kirche wollteſt tragen,
O ehrenvoller Kaiſer, da war dir's nicht bekannt,
Daß Gott, dich ſelbſt zu ehren, es alſo hat gewandt.

Genommen ſollte werden, noch ruhte dein Schiff im Port,
Der Herrſchaft goldner Segen von deinem Stamme fort;
Der Kiel ſollt' ſeyn zerſpellet, der euch durch Wetter getragen;
Noch barg den Blitz die Wolke; doch ſollt' er ſeyn zerſchlagen.

Von all den lieben Deinen, ach! deines Herzens Hort,
Sollt' Keinem ſeyn vergönnet der Herrſchaft hohes Wort,
Sollt' Keinem ſeyn vergönnet auch nicht dies Gut des Lebens,
Und all eu'r ruhmvoll Streiten ſollt' ſeyn an euch vergebens.

Der Staufen hohe Ehre und heldenkräft'ger Sinn
Sollt' fürder nicht mehr leuchten ob Deutſchlands Burgen hin:
Wohl war't ihr helle Sonnen; doch kam jetzt eine Zeit,
Die wollte andre Tugend und neue Herrlich'keit.

Wer denkt der hohen Würdigkeit, der tugendfrohen Macht,
Der frommen Heldentreue, die mit euch einſt gewacht,
O ritterliche Kaiſer, ob dieſem theuern Land,
Kann ſich nicht 's Weinen wehren, und birgt ſein Aug' in die Hand.

Doch wollt' es Gottes Rathſchluß, recht mußt' es ſo wohl ſeyn,
Euch ſollte all verſperren der Tod im dürren Schrein,
Ihr ſolltet der Königsehre, und des Lebens ſeyn alle beraubt,
Dem Letzten ſchlug der Franzoſe am Hochgericht nieder das Haupt.

Noch ungeborner Zeiten wild frechen Sinn zu lähmen,
Wollt' dir dein Gott verleihen, der dir ſo viel durft' nehmen:
Dem Rieſenſturz der Heimath, dem ſtellt' er einen Damm,
Durch dich und dieſen Knaben, den auf dein Arm da nahm,

Dem Erbe deutſcher Erde den Erben Chriſti zu wehren,
Du wußteſt nicht die Gabe, doch wollte ſie Gott dir verleihen.
Er iſt dein würdig worden: ein mächt'ger Feuerſtrahl
Fuhr er aus Wettern nieder, mit Tod austönendem Hall.

Des Teufels ſchnöde Herrſchaft, im Reiche aufgeſchlagen,
Sie mochte fürder nicht mehr im breiten Hochmuth ragen:
Der Strahl aus Habsburg ſtürzte der Räuber Felſenthürme,
Und fuhr verſengend nieder durch Drachen und Gewürme.

Es war da eine andere als jene ſchöne Zeit,
Wo Ritter, Fürſten und Könige zu ſingen waren bereit,

Wo ſie nach Schlacht und Sturme, und rühmlich kühnem Wagen,
Mit ſelben kräftigen Händen die Laute durften ſchlagen.

Es war da eine andere als jene ſchöne Zeit,
Obgleich ſie manchmal borgte der Schönen zierlich Kleid,
Obgleich zur Luſt der Guten in manchen Helden und Frauen
Der Vorzeit hehre Anmuth holdkräftig war zu ſchauen.

Das Kampfſpiel blieb geordnet, man ſah im hellen Streiten
Selb zwei, und vier, und hundert Ritter an einander reiten,
Es ſaß das Fräulein am Söller, und theilte Preis und Dank:
Es war eine andre Zeit doch: ſie war ein wenig krank.

Sie krankte nicht an Ehre, ſie krankte nicht am Muthe,
Sie krankt' ein wenig an Liebe doch, die war in ihrem Blute
Gedämpft von Sorgen der Erde: ſie ſchauten nicht mehr in der Welt
Das Paradies des Herren, zur Freude ſo ſchön uns hingeſtellt.

Sie hielten an den Himmel nicht mehr die Erd' gebunden
Durch heil'ger Liebe Bande, da war ihr Glück entſchwunden.
Sie wollten genießen der Güter als ird'ſche Eigenherrn,
Da blieb die wahre Freude nun oft von ihren Freuden fern.

Es war da auf ſich ſelber ein Jeder nun beſchränkt,
Und nach gar ſeltner Weiſe das Leben oft gelenkt,
Es war da mancher Böſe, der kam nun oben auf,
Und thürmt' auf Todtſchlag Schätze, und ſchleppte Gold zu Hauf.

Ernſt wurde da das Leben, und ernſter jede Stunde;
Was vor ein Spiel geweſen, und Herz erfreu'nde Kunde,
Das ward nun harte Arbeit, und Kraft auszehrende That,
Und ſchwer war ſolchem Uebel in ſolchen Zeiten Rath.

Aus der gequälten Seele mußt' da die Luſt entweichen,
Die eh'mals von der Erde zum Himmel auf durft' reichen,
Die in der Erde Schimmer ſonſt war gewohnt zu ſchauen
Des Ew'gen hehres Kunſtwerk, den Abglanz himmliſcher Auen.

So ſehn wir oft im Thale, wodurch die Quellen ſich regen,
Am Teppich heller Matten, bei Blüth' und Fruchtgehegen,
Wo hoch vom Waldgebirge der Vögel Chor erklingt,
Den Bauer dumpf erſtarret, den keine Freude bezwingt.

Der klagt, daß gar ſo rieſengroß am See der Nebel Zug,
Daß ob den Bergen ſo ſchaurig der Wolken raſcher Flug,
Daß gar ſo ſteil die Felſenwand, und ungeſtüm der Wind,
Auch daß der Regen durch's Dach träuft, und daß ſein Haushund blind.

Er klagt des Lebens Schwere, und kann es nicht begreifen,
Daß her zu ſeinem Elend fern aus der Fremde ſchweifen
Der Menſchen frohe Züge! Ihm wird es nicht bekannt,
Doch ſchauen's ſeine Augen, welch' Zauber ſie hergebannt.

Dem Allen hat geſteuert der Knab', ſo war geboren,
Eh' noch ſo hohe Wonne den Menſchen ging verloren:
Der Knab' aus Habsburgs Stamme, er war damals ein Mann,
Ein eh'rner Mann der Ehre, dem Noth nichts abgewann,

Das Reich, es war erarmet, weil ihm die Kraft gebrach:
Wo Jeder ſich nur denket, da wird das Ganze ſchwach;
Die Söhne, die da laufen nach eitler Schimmer Tand,
Die riſſen wohl auch der Mutter, weil's glänzt, vom Leib das Gewand.

Der mit dem Kreuz die Lehen vergeben durft', der kannte
Die wahre Arzenei auch, die ſolchen Teufel bannte:
Der Pathe Kaiſer Friederich's, der war ein Mann der Zeit,
Ihr wieder einzupfropfen die alte Freudigkeit.

Der war ein Kaiſer in Ehren, obgleich ein Graf geboren,
Der war ein Lob der Sünder, vom Himmel auserkoren:
Die's nimmer glauben wollten, ſie mußten's endlich erfahren
Nach kurzen Tagen und Stunden, nach Wochen auch und Jahren.

Der überſchaute ſich ſelber, wie man den Anger beſteht,
Wo bei unliebem Kraute manch holde Blume blüht:
Er wurde da ein Gärtner gar ſeltner Kunſt und Art,
Und Fleiß und edle Arbeit hat er an ſich niemals geſpart.

Es fand auch in ſich ſelber der Mann des Schönen genug,
Das, wie ihm faſt bedünkte, des Himmels Farbe trug;
Er wußt' es auch zu finden in aller Menſchen Herzen:
Mit Troſt deß pflegend, ſuchte er Andres auszumerzen.

Das Meſſer war ſcharf ſchneidend, deß er mit Weisheit pflag,
Unmüßig war die Hand auch des Gärtners Nacht und Tag;

Er fand zu solcher Arbeit viel ernst bereite Gesellen,
Da mußte allgemach wohl die Wildniß sich wieder erhellen.

Wohl sag' ich es mit Fuge: als Rudolf ward getauft,
Wurd' auch zu neuem Daseyn mit ihm die Welt getauft.
Es kamen andre Tage, und eine neue Zeit,
Und eine andre Sitte, und neue Herrlichkeit.

Und war so heller Glanz nicht wie einstens nun im Leben,
War doch mit neuer Würde ihm neue Kraft gegeben:
Es war auf Erden wieder kein Land dem röm'schen Reich
An rüst'ger Macht der Tugend und edler Sitte gleich.

Da hieß der Kaiser wieder mit Recht ein Herr der Welt,
Weil ob dem herrlichsten Leben er herrlich war gestellt:
In Bayern, Franken, Schwaben, in Sachsen und am Rhein
Fand sich bei Kraft des Daseyns auch heller Tugend Schein.

Da ward im Oesterreiche, wo dies der Dichter schreibt,
Des Jammers Reich geendet und seine Schmach entleibt:
Es ward ein schönes Leben, wie es noch jetzt besteht,
Daß hell're Freude nirgends durch offne Herzen weht.

Da ward es wieder herrlich, all' überall, und Stärke
Ward wachsenden Geschlechtern für künft'ger Jahre Werke:
Für alle Zukunft wurde tief da der Grund gesenkt
Im Felsen deutscher Treue: Gott hatt' es so gelenkt.

Das Lied mög' euch gefallen, weil's deutsche Ehre singt:
Es hat es Einer gedichtet, der euch noch manches bringt.
Wenn Gott es will gewähren, macht er es bald bekannt:
Die hohe Taufe Rudolf's hat er dies Lied genannt.

König Emmerich *).

1199.

Einſt ſaß auf Ungarns Throne
Ein König, tugendreich;
Wie ſtolz ihn ziert' die Krone,
Sanft war ſein Herz, und weich;
Und nicht von edlerm Muthe
Iſt Einer mir bekannt,
Wie Emmerich der Gute;
So war der Held genannt.

---

*) Des ungariſchen Königs Emmerich heldenmüthige That, ähnlich der Drohung Cäſars gegen die Piraten, daß er blos auf den Schrecken ſeines Namens, und das Anſehen ſeiner erhabenen Geſtalt und Würde geſtützt, unbewehrt, nur eine Gerte in der Hand, in das übermächtige Lager ſeines rebelliſchen Bruders, des Herzogs, nachmaligen Königs Andreas ging, ernſt befahl, ihm ſogleich zu folgen, und ſo den Bruder an der Hand, aus der Mitte der Seinigen hinweg, als Gefangenen in ſein Lager hinüber führte, haben alle Neuern, am umſtändlichſten aber unter den Quellen Thomas Archidiacon. Salonit., mit dem Ausruf des Königs (coelitus inspirati): „videbo quis ad cruorem regalis prosapiae manum extendere ausus erit?“ — Worauf „Omnes cum pudore ac pavore arma deponentes, ad regis genua provoluti veniam precabantur. Rex autem, ut erat et clementissimus, universos in gratiam recepit.

Und als, bei ruh'gen Tagen,
Er ſeiner Pflicht gedacht,
Im heil'gen Land zu wagen
Für Gott ſich in die Schlacht:
Da rief er ſchnell die Stärke
Des Bruders ſich herbei,
Daß ſie zum frommen Werke
Ihm treu behülflich ſey.

Er ſprach: An Macht der Zweite
Biſt du im theuern Land;
D'rum rüſt' mir Volk zum Streite:
Auf! wechsle dein Gewand!
Im Harniſch laſſ' dich ſchauen,
Nimm hin des Reichs Panier!
Dir darf ich's ja vertrauen:
Heerführer ſey du mir.

Vom Bruderworte zeiget
Andreas ſich beſiegt.
Wie er ſo ſchnell ſich neiget!
Wie er zum Roſſe fliegt!
In Eil' zieht er von hinnen;
Hinaus in's Land gekehrt;
Die Werbung zu beginnen —
Nicht wie ſie ward begehrt.

Und, als nunmehr vorüber
Die Zeit der Rüſtung war,
Schaut über's Feld hinüber,
Nach ſeiner tapfern Schaar,

Held Emmerich der treue,
Vom hohen Thurmesdach:
Dies Zögern bringt mir Reue!
Der gute König ſprach.

Gar oft, und nur zu gerne,
Wohl manchen langen Tag,
Durchſpäht er ſo die Ferne,
Wie ich euch künden mag:
Die Königin zur Seite,
Und auch den lieben Sohn.
Rings ſchaut er in die Weite,
Und hatte deß nicht Lohn.

Zuletzt, da kam geritten
Ein greiſer Mann, in Haſt;
Und, eh' er noch geſchritten
Hinein in den Palaſt,
Da rief er auf zur Höhe,
Worauf der König ſtand:
O, weh' dir, Armer, wehe!
Denn all dein Glück entſchwand.

Nach Krone dir und Leben,
Erkühnt Andreas ſich,
Im offnen Streit zu ſtreben:
Schon rückt er an auf dich.
Ein Kreuzheer ſollt' er werben,
So tönte dein Gebot;
Er warb's — dich zu verderben:
Straf' ihn der ſtarke Gott!

Und traue meinem Munde!
Denn, wiſſ', ein wahrer Mann,
Dein Oehm bringt dir die Kunde:
Der Biſchof iſt's von Gran.
Nach dieſem kurzen Worte,
Voll treuem Freundesſinn,
Raſch ſprengt er durch die Pforte:
Da weint die Königin.

Der Knabe mit ihr weinet;
Ihm war ſolch Trübſal neu;
Zum Klagruf ſich vereinet
Das Burgvolk gut und treu;
Und Emm'rich, beide Hände
Drückt er an's edle Herz:
Wie bracht' ihm ſo behende
Der trübe Bote Schmerz.

Zu ſagen, wie ſie ſaßen
Im Rath die lange Nacht,
Ihr werdet mir's erlaſſen;
Sie ward umſonſt durchwacht:
Als plötzlich in die Halle
Zu ihnen Kriegsgeſang,
Bei lauter Hörner Schalle,
Vom Feld herüber drang.

Es war der Ungarn Zierde,
Der edle Palatin,
Voll rühmlicher Begierde
Eilt' er, einher zu ziehn.

Für seines Königs Sache
Bracht' er viel Volk zum Krieg:
Auf! rief er, auf zur Rache!
Und sey mit uns der Sieg.

Und alsbald, sammt der Habe,
Zog König, Königin,
Der Bischof und der Knabe
Fort mit dem Palatin.
Die Burg blieb leer da stehen,
Der König rief zurück:
Du sollst mich nimmer sehen,
Als nur im bessern Glück.

Und als, nach zwanzig Stunden,
Im eng' umkränzten Thal,
Sich wegemüd' empfunden
Das Kriegsheer allzumal;
Nacht war's, bei strengem Winde;
Da stiegen sie vom Roß,
Die Fürsten, das Gesinde,
Die Ritter und der Troß.

Horch! da erklang und tönte
Geraffel durch die Nacht;
Wie Waffenlärm erdröhnte
Es drei Mal laut mit Macht.
Wo sind wir hingerathen?
Rief da der Bischof bang:
Ich fürcht', wir sind verrathen!
Was deutet dieser Klang?

So trat er kühn die Menge,
Ein König, trotzend, an;
Rings weichet das Gedränge
Dem freudig stolzen Mann;
Und er, mit fester Stimme,
Die weiten Haufen frägt:
Ist Einer, der im Grimme
Hand an den — König legt?

Und erst bei'm Bruder endet
Der hohe Herrschergang:
Von Gott schien er gesendet,
Als er den Bösen zwang.
Als er zur Lagerstätte
Des tief Erschrocknen trat:
Wie der auf seinem Bette
So schnell um Gnade bat!

Auf riß er ihn bei'm Arme,
Den Mann in tiefer Qual;
Aus der Empörer Schwarme,
Zog er ihn fort zu Thal.
Bleich schauten all' die Schaaren
Die königliche That;
Die erst voll Frechheit waren,
Sie wußten sich nicht Rath.

Nach strömten sie mit Beben,
Die erst den Krieg gewagt,
Und Allen ward vergeben,
Wie mir die Kunde sagt.

Da überflog die Freude
Urplötzlich sein Gesicht:
Ab riß er sich vom Kleide
Des Panzers Stahlgewicht.

Sein Schwert warf er zur Erde;
Rings staunt ihn Jeder an,
Was aus dem allen werde,
Das wußt' im Heer kein Mann:
Und auch den Helm vom Haupte,
Er gab ihn einem Knecht;
Daß er sich so beraubte,
Es schien nicht klug, noch recht.

Und, als der erst Bewehrte
War gänzlich waffenlos,
Da nahm er eine Gerte
Zur leichten Schirmung blos.
Hinweg von Frau und Kleinen
Ging da der Mann in Hast,
Ging weg von all den Seinen,
Durch's Thal hin, sonder Rast.

Und zu der Feinde Höhen
Lenkt' er den sichern Tritt;
Wie groß war er zu sehen,
Als er in's Lager schritt;
Wie war so hold ergossen
Um ihn des Mondes Licht:
Erhabnern Mann umflossen
Hat es seitdem noch nicht.

So trat er kühn die Menge,
Ein König, trotzend, an;
Rings weichet das Gedränge
Dem freudig stolzen Mann;
Und er, mit fester Stimme,
Die weiten Haufen frägt:
Ist Einer, der im Grimme
Hand an den — König legt?

Und erst bei'm Bruder endet
Der hohe Herrschergang:
Von Gott schien er gesendet,
Als er den Bösen zwang.
Als er zur Lagerstätte
Des tief Erschrocknen trat:
Wie der auf seinem Bette
So schnell um Gnade bat!

Auf riß er ihn bei'm Arme,
Den Mann in tiefer Qual;
Aus der Empörer Schwarme,
Zog er ihn fort zu Thal.
Bleich schauten all' die Schaaren
Die königliche That;
Die erst voll Frechheit waren,
Sie wußten sich nicht Rath.

Nach strömten sie mit Beben,
Die erst den Krieg gewagt,
Und Allen ward vergeben,
Wie mir die Kunde sagt.

So hat ſich hier bewähret,
Daß treuer Heldenſinn
In's Gute Alles kehret:
Er iſt ſich ſelbſt Gewinn.

Die Kaiserschlacht.

Bei'm Kloster Admont, um Mitternacht,
Da ertönt im Wald ein lautes Horn,
Das Wild ringsher im Gebirg erwacht,
Hin flieht's über Distel und Dorn.
Und abermals ertönt mit Macht
Des Hornes überlauter Klang,
Da verstummt der Mönche Bußgesang
Im hochgewölbten Chor.
Da eilt der Pförtner, ein rascher Gesell,
Die Klosterpfort' zu entriegeln so schnell;
Aus dem weit aufrasselnden Doppelthor
Dringt aller Mönche Schaar hervor:
Den greisen Abt, den die Brüder leiten,
Sieht man in ihrer Mitte schreiten.

Im Wald doch drüben, da wird es licht
Von vieler Fackeln verwirrtem Strahl,
Hervor aus den Baumgewinden bricht
Ein Kriegsheer gerüstet in Stahl.
Von der schreitenden Ross' und Männer Gewicht
Erdröhnet dumpf rundum der Grund,
Furchtbar mit Recht erschien der Bund
So dräuender Gewalt;
Und voraus dem Zuge sonder Rast

Fliegt ein Reiter daher in ſtolzer Haſt,
Die männlich edle Herrſchergeſtalt
Von der Locken Gold war ſie umwallt,
Den Helm, den eine Krone ſchmücket,
Hält er am Sattel feſt gedrücket.

Und entgegen eilt mit wankendem Schritt'
Abt Engelbert dem reiſigen Mann.

Wie der nun vorbei am Kloſter ritt,
Da drängte ſich vor der edle Greis
Abt Engelbert, mit wankendem Schritt,
Und den Reiter traf ſein milder Verweis:
Und eilſt Du vorüber am Kloſtergebiet,
Mein Sohn, mein Kaiſer und edler Herr?
Wie iſt mir um Dich das Herz ſo ſchwer,
Von mancher Sorge Gewicht.
Und jener, raſch zu ihm gewandt,
Held Friedrich war's, der Schöne genannt,
Die geflügelten Wort' der Eile ſpricht:
Du ſollſt mir hemmen die Reiſe nicht.
Mein Kaiſerrecht mir zu erſtreiten,
Muß ich zur Schlacht mit dem Bayer ſchreiten.

Ob der Rede da ward der Abt ſo bleich,
Wie Schnee zur düſtern Winterzeit;
Ein Mahnungswort war er doch ſogleich
Ernſt bietend zu reden bereit.
Und wo iſt Dein Bruder, an Kraft ſo reich?
Der Rittertugenden Ehrenhold,

Der Burgzertrümmerer Leopold:
Im Kampf ein wilder Leu?

Lang' ſandt' ich ihm, bezeug' mir's Gott,
Entgegnet der Kaiſer, mein Aufgebot;
Doch längeres Zögern, es bringt mir Reu',
Mich ängſtet des Landes Jammergeſchrei,
Und dieſen Krieg, ich will ihn enden,
Mag, wie es will, mein Geſchick ſich wenden.

Da fällt der Abt mit zitternder Hand
In den Zügel dem Kaiſer, der weiter begehrt,
Raſch vor dem Roſſe der Alte ſtand,
Dem Kaiſer die Wege verwehrt.
Ziehe nicht hinüber in's Bayerland,
Wenn der Bruder Dir, der Herrliche, fehlt;
Ihr ſeyd vereint zu glänzen erwählt
Ein ſchöner Doppelſtern:
Doch ſeyd Ihr getrennt, hat Gott es gefügt,
Daß Euch die eigene Kraft belügt.
O Herr! ich ſeh' Dich nimmer gern
Vom edelſten Kämpfer, dem Bruder, fern.
Hierauf der Kaiſer; Du ſprichſt in Träumen;
Mir ziemt's nicht, ihnen Platz zu räumen.

Auf ſchaut der Abt zu dem Herren ſo hold,
Wie er hoch in der Mannheit Kraft vor ihm ragt.
So ſchön in der Locken flatterndem Gold,
Und er ſeufzet und bebt, und die Worte klagt:
Der Böhme iſt in des Bayern Sold.
Hochſtattlicher Held, für Dich und Dein Reich

Erſännest Du ſchlimmern Rath nicht zugleich,
Wie jetzt die verderbliche Schlacht.
Du Schöner bringest der Schönheit Licht
Vom Kampfe zurück in die Heimath nicht,
Erſtorben ſchaut man der Züge Pracht,
Dein Aug' umhüllet des Grames Nacht;
Lautlos vor nie gefühlten Wehen
Wird Dich Dein Volk, den Verwelkten, ſehen.

Und gar oft, wenn den heil'gen Bund vergaß
Der Stolz des Einen, der allein
Hindurch zu führen ſich vermaß,
Was Beider Arbeit ſollte ſeyn,
Da wird ihm ſpäter das Auge naß,
Von allzu herbem Jammergefühl,
Denn ihn ſtürzt einbrechenden Unheils Gewühl;
Zu ſpät er die Kühnheit bereut.

Wer Herrſcher ſey auf deutſchem Grund,
Ob Ludwig des Bayern trotzende Macht,
Ob ich, dem er brach der Treue Bund,
Entſcheiden ſoll's die kommende Schlacht.
Einſt ſchwur er mir mit trügendem Mund
Zu leiten ſelbſt mich auf den Thron,
Doch hatt' ich ſeines Eid's nicht Lohn,
Mich traf des Mannes Verrath.
Die Krone hätt' er mir gern geraubt,
Er ſchmückte damit ſein ſtolzes Haupt.
Doch find' ich im eig'nen Buſen Rath,
Zu ſtrafen die himmelſchreiende That,

Und hat er den Krieg auf mich losgelaſſen,
Soll dieſer ihn ſelbſt zerſtörend faſſen.
Denn wiſſ', in Gottes herrlicher Welt
Beſteht nicht blos der Körper Verein,
Der den Baum an den Grund gebunden hält,
Und zum Berg aufthürmt das Geſtein!
Es iſt auch der Geiſt dem Geiſte geſellt
Mit gleicher Gewalt eng bindender Kraft,
Kein Weſen hat ſich ihr noch entrafft
Im thöricht begonnenen Streit.
Wen das Herz an den gleichen Genoſſen band,
Wer in ihm das Edelſte wieder fand,
Das in ſich zu ehren er iſt bereit,
Der bleibt ihm gebunden für ew'ge Zeit,
Ein Weſen vor Gott, ſind im irdiſchen Leben,
Sie einem Geſchick auch dahin gegeben.

Dich aber, mein Herrſcher, zog gleicher Sinn,
Ein Kind noch, zum lebenden Bruder hin,
Dein Herz ward durch ſein's ſo früh erfreut,
Ein Mann haſt Du froh den Bund erneut.

Der Raub der Jungfrau.

Es klagt am Klippen-Ende
In's dumpfe Meergebraus
Die Jungfrau, ſtreckt die Hände,
Erbebend, weit hinaus.

Und er, der ſie entführet
In's ferne Inſelland,
Vor tritt er, und berühret,
Mild fragend, ihre Hand.

Du klagſt? willſt mich nicht lieben,
Weil ich an dich geglaubt?
Weil Hoffnung mich getrieben,
Und ich dich kühn geraubt?

Doch, was es liebt, umfangen,
Werth halten, Glückbewußt,
Will männliches Verlangen
An ſchuldlos treuer Bruſt!

Ich ſah dich, Holde! ſchlafen,
Im frühlingslichten Hain,
Der Liebe Pfeile trafen
Mein Herz, und du warbſt mein.

Kann dich denn nichts bezwingen?
Kann frommer Liebe Blick
Dein Herz mir nicht erringen?
O mein zu trüb Geſchick!

Sie weint. Ob ihrem Leide
Erbangt er ſelbſt ſo ſehr, —
Als ob ſein Leben ſcheide,
Erſeufzet tief und ſchwer.

So ſehn wir wohl ſich neigen,
Ob thränenweichem Bach,
Den Baum mit ſchwanken Zweigen:
Er liſpelt bang ein Ach!

Er thaut vom feuchten Laube
Hinab der Thränen viel;
So er, dem Schmerz zum Raube
Gibt ihn ihr Wehgefühl.

Zurück zum Schiffe leitet
Er ſie mit düſtrem Sinn,
Raſch durch die Waſſer gleitet
Das Paar nun wieder hin.

Und lange Tag' und Nächte
Führt ſie der ſtumme Mann;
Einſt doch hält ſeine Rechte
Das Ruder plötzlich an.

Es graut der Tag — vom Schlummer
Im wohlbekannten Port
Erwacht sie — all ihr Kummer,
Er floh wie Nebel fort.

Froh grüßt sie Baum und Quelle
Im heimathlichen Thal,
Vom Schiff eilt sie so schnelle!
Ihr blieb da keine Wahl.

Doch er, der sie geleitet,
Die heiß sein Herz begehrt,
Als sie an's Ufer schreitet,
Erblaßt er, Schmerzverheert.

Wohl durch den grünen Anger
Eilt sie mit heiterm Sinn,
Er selbst doch, bang und banger,
Starrt gluthlos nach ihr hin.

Nun im Gebüsch entschwindet
Sie plötzlich seinem Blick,
Da bricht sein Aug' erblindet,
Und todt sinkt er zurück.

Vergänglichkeit.

O, nicht zu ſehr erfreue dich der Morgen,
Und nicht der Abendröthe holdem Lichte
Eröffne du die ſorgenloſe Bruſt.
Denn auf den Morgen folgen heiße Gluthen,
Und die verſengen dir die ſüße Freude,
Die im Gemüthe jung erſt aufgeſproßt.

So, wenn der Abend kaum ſich niederläßt,
Die leiſen Lüfte wehn, ihn zu begrüßen,
Und aus den Zweigen und den blauen Räumen
Der kleinen Vögel helle Chöre ſchallen,
Wird ſchnell er Ueberraſchten dich verlaſſen,
Die Finſterniß hält, Armer, dich umfangen,
Und es verſtummen alle frohen Lieder.

D'rum, Lieber, nicht berühre du die Güter
Der bunten Erde mit zu heißem Wunſch.
Dem ewig feſten, dauernden Verlangen
Der treuen Bruſt will dauernd nichts begegnen:
Nicht dieſer Erde Bürger bleiben wir.

Naturgefühl.

Wenn ich auf hohem Berge ſteh',
Es wird mir dann ſo wohl und weh'
In tiefer, ſtiller Bruſt.
So wohl, ſo weh', wenn ich die Au'
In ihrer Schönheit Fülle ſchau',
Und all die grüne Luft.

Denn was im Winde tönend weht,
Was aufgethürmt zum Himmel ſteht,
Und auch der Menſch, ſo eng vertraut
Mit all der Schönheit, die er ſchaut,
Entſchwindet und vergeht.

Die junge Liebe.

Was iſt es, was im Herzen bebt?
Was zart, in zarter Bruſt verborgen,
Das Mädchen leiſ' erröthend hegt?
O ſprich! ſind's Freuden, ſind es Sorgen,
Die zierlich ſie zu bergen ſtrebt?

Nicht Freude, nein, und auch nicht Sorgen
Sind in des Mädchens Bruſt verborgen,
Die bang, in lieber Wallung bebt.
Ein neues Leben will beginnen:
Die Lieb' iſt's, die die jungen Schwingen
In ihrem Buſen ſchüchtern regt.

Wünſche.

Von allem Schönen dieſer Erde
Zwei Dinge wünſch' ich mir beſchieden,
Dann leb' ich immer wohl im Frieden
Auf friedlicher und ſchöner Erde.

Es iſt des Freundes heil'ge Liebe,
Und daß aus heit'rer Frauen Mitte
Mir ſtrahl' ein liebendes Gemüthe,
Das ewig hold mir bliebe.

Vergänglichkeit.

O, nicht zu ſehr erfreue dich der Morgen,
Und nicht der Abendröthe holdem Lichte
Eröffne du die ſorgenloſe Bruſt.
Denn auf den Morgen folgen heiße Gluthen,
Und die verſengen dir die ſüße Freude,
Die im Gemüthe jung erſt aufgeſproßt.

So, wenn der Abend kaum ſich niederläßt,
Die leiſen Lüfte wehn, ihn zu begrüßen,
Und aus den Zweigen und den blauen Räumen
Der kleinen Vögel helle Chöre ſchallen,
Wird ſchnell er Ueberraſchten dich verlaſſen,
Die Finſterniß hält, Armer, dich umfangen,
Und es verſtummen alle frohen Lieder.

D'rum, Lieber, nicht berühre du die Güter
Der bunten Erde mit zu heißem Wunſch.
Dem ewig feſten, dauernden Verlangen
Der treuen Bruſt will dauernd nichts begegnen:
Nicht dieſer Erde Bürger bleiben wir.

Das Unvergängliche.

Muß ich es ſeh'n, wie oft ſo plötzlich ſchwindet,
Wornach geſtrebt der Seele heiß Verlangen,
Fühl' ich ſo ganz in Wehmuth mich erbangen,
Daß Tröſtung kaum das wunde Herz mehr findet.

Wir Alle gehn durch's Leben hin erblindet,
Weil uns des Schickſals Mächte ſtreng bezwangen.
Woran mit treuer Freude wir gehangen,
Wir wiſſen nicht, wer es uns kalt entwindet.

Doch dies bedenke wohl dir im Gemüthe:
Wie auch ein böſ' Verhängniß möge walten,
Niemal vergeht der Liebe reine Blüthe.

Will dir ein treuer Freund von hinnen ſcheiden,
Nie wird zu ihm die Liebe dir erkälten:
Denn ewig, glaub' es, währen dieſe Freuden.

Erzählung.

Ich ſtand auf einem Berge ganz allein,
Hernieder ſank die Nacht,
Und über mir in ſüßer Pracht
Sah ich des Mondes holden Schein
Erhellen den Beginn der Nacht.
Am Himmel er, wie ich am Berge ganz allein.

Und ausgebreitet unter mir
Sah ich des Thales grüne Tiefen:
So heilig ſtille war es hier,
Daß in den Büſchen und den Auen
Nicht eines Zweiges Regen war zu ſchauen,
Und alle Töne ſchliefen.

Da ich ſo ſchön hier Alles ſah,
Ward ich bewegt,
Wie wenn man innig Lieb' im Herzen trägt,
Und auch das Weinen war mir nah.

Durch's Leben, ſprach ich, werden wir getrieben
Wie ein entmaſtet Schiff durch wilde Fluthen:
Wir wallen auf in unrein heiße Gluthen,
Verkennend uns im Haß, ſo wie im Lieben.
Du einzig heilig biſt geblieben,
Die wir dich ohne Leben wähnen.

Der Raub der Jungfrau.

Es klagt am Klippen-Ende
In's dumpfe Meergebraus
Die Jungfrau, ſtreckt die Hände,
Erbebend, weit hinaus.

Und er, der ſie entführet
In's ferne Inſelland,
Vor tritt er, und berühret,
Mild fragend, ihre Hand.

Du klagſt? willſt mich nicht lieben,
Weil ich an dich geglaubt?
Weil Hoffnung mich getrieben,
Und ich dich kühn geraubt?

Doch, was es liebt, umfangen,
Werth halten, Glückbewußt,
Will männliches Verlangen
An ſchuldlos treuer Bruſt!

Ich ſah dich, Holde! ſchlafen,
Im frühlingslichten Hain,
Der Liebe Pfeile trafen
Mein Herz, und du wardſt mein.

Kann dich denn nichts bezwingen?
Kann frommer Liebe Blick
Dein Herz mir nicht erringen?
O mein zu trüb Geschick!

Sie weint. Ob ihrem Leide
Erbangt er selbst so sehr, —
Als ob sein Leben scheide,
Erseufzet tief und schwer.

So sehn wir wohl sich neigen,
Ob thränenreichem Bach,
Den Baum mit schwanken Zweigen:
Er lispelt bang ein Ach!

Er thaut vom feuchten Laube
Hinab der Thränen viel;
So er, dem Schmerz zum Raube
Gibt ihn ihr Wehgefühl.

Zurück zum Schiffe leitet
Er sie mit düstrem Sinn,
Rasch durch die Wasser gleitet
Das Paar nun wieder hin.

Und lange Tag' und Nächte
Führt sie der stumme Mann;
Einst doch hält seine Rechte
Das Ruder plötzlich an.

Und wie zum Werke froh und ernſt doch ſchreitet
Des Werkes Gründer, hebt ſich frei und freier
Empor der Buſen, hauchet Dankgebete
An frohen Hoffnungen geweihter Stätte.

Und wie zur Schlucht der aufgewühlten Erde
Mit Meißel und mit Hammer niederſteiget,
Zur Grundſteinlegung freudiger Gebehrde,
Des Kaiſers Majeſtät, da naht und beuget
Des Landes Schutzgeiſt ſich, ein ſchöpf'riſch „Werde!"
Entblüht der Lippe, und zur Segnung neiget
Die Hand ſich nieder, daß ſo edlem Werke
Von Oben her auch werde Schutz und Stärke.

Muth, ſagt man, wächſt durch liebendes Vertrauen —
Am Gründungstag, im freudigen Gemüthe,
Tag preiſend und die Stunde jetzt zu ſchauen,
Tritt vor der Schüler Kreis. — Herr! Deine Güte,
Heut' doppelt klar, denkt Großes anzubauen.
Aecht, wie die Pflanzung, ſey auch ihre Blüthe,
Und ächt ſey einſt die Frucht! — Wir wollen ringen,
So Herrliches durch dich einſt zu vollbringen.

Fragment

aus

Fortunat's Abfahrt.

Auf dem Meere.

Mondhelle Nacht.

Fortuna und **der Chor der Kinder** hoch in den Lüften. Auf dem Schiffe **der Graf von Flandern. Fortunat. Die Schiffer.**

Der Graf.

Nacht, verschwieg'ne, sankst du nieder?
Nieder wallen auch die Träume,
Wie dein Licht durch diese Räume,
Durch der Menschen stille Brust.
Die belauschen sie mit Lust;
Rufen, wenn der Tag erwacht;
Kehre wieder, heil'ge Nacht!
Holde Träume, kehret wieder.

Fortuna.

Sieh', der Mond hat ausgegossen
Allen Reichthum seiner Strahlen!
Hüpfend tanzen nun die fahlen
Schimmer auf der regen Welle,
Und das Schiff, rasch, unverdrossen,
Flieget durch die Meereshelle,
Wie ein Pfeilwurf grad und schnelle.

Die Schiffer.

Rastlos in die blaue Weite
Drängt das Schiff sich durch die Wogen,
Kommt, ein stolzer Schwan, gezogen,
Glänzend von den nächt'gen Gluthen.
D'rauf die Leute
Schaun mit Lust die hohen Spiele
Ihres Schwanes auf den Fluthen,
Bald frohlockend an dem Ziele.

Der Graf.

O, der Erd' unsel'ge Kinder!
Hoffend freudige Geschicke
Und holdselig frohe Stunden.
Rasch, geschwinder
Denn ein Blitzstrahl durch die Luft,
Schießt Unheil aus hohler Gruft,
Und ihr scheidet weg vom Glücke.

Fortunat.

Nacht voll freudig hellem Funkeln!
Weit gedehnte Meeresfläche!

Sterne, die ihr in's Gewässer
Sendet eure Schimmer alle,
Muß euch schau'n mit nassem Blicke!
Brachten trügende Geschicke,
Ach! solch' edeln Freund zum Falle,
Glaub' ich auch, mir wäre besser,
Dieser Augen Lichtstrahl bräche,
Und ich läg' wie er im Dunkeln.

Der Graf.

Wie die Wogen wieder steigen,
Die, im Fall, erst schwarz sich brachen,
Und, schon tief in Abgrunds Rachen,
Schienen ganz dem Licht verloren,
Wie sie allen Schimmer zeigen!
Wachsend tragen sie mit Zierde
Auf dem Haupt des Glanzes Zierde,
Neu dem Lichte neu geboren.

Fortunat.

Nicht zum Glück ward ich erkoren!

Der Graf.

„Geht, und wechselt meine Leiden!
Auf das Dunkel folgt die Helle,
Murmelnd sagt mir's jede Welle:
Auf die Leiden folgen Freuden."

Fortunat.

Magst du noch so schön dich kleiden,
Erd', in heit're Frühlingsfarbe,

Wenn ringsum der Himmel lacht,
Bleib' ich doch dem Schmerz nur eigen,
Und, verſunken in die Freuden
Meiner Wehmuth, muß ich mich,
Dem noch kein Betrübter glich,
Thränen zu vergießen neigen.
Nicht von euch will ich mich ſcheiden:
Geht, und wechſelt meine Leiden.

Die Schiffer.

Unermüdet rollt die Welle
Holder Freuden durch die Welt;
Unglück ſelbſt, das düſter hält
Oft der Menſchen Herz umzogen,
Wird der lichten Freuden Quelle;
Denn es fühlt die bange Bruſt
Bald der Thränen einz'ge Luſt:
Schmerz iſt um ſein Reich betrogen,
Und, beſchämt, entflieht er ſchnelle,
Auf das Dunkel folgt die Helle.

Der Graf.

Steig' und ſink' und liebend ſchwelle
Wieder an, geliebtes Meer!
Mächt'ge Wogen, zieht einher,
Flieht und ſuchet die Vereine.
Ja, ſo wechſelt ſeine Stelle
Freud' und Leid; im bunten Tanz
Flechten ſie des Lebens Kranz,
Daß er hellern Lichtes ſcheine.
Leid iſt ſchon der Freude Schwelle,
Murmelnd ſagt mir's jede Welle.

Fortuna und der Chor der Kinder.

Scheint dich ganz dein Glück zu meiden,
Iſt dein Herz von Leid erſtarrt,
Denk', daß and'res Schickſal harrt,
Und laſſ' ſchweigen deine Klagen.
Wähne nicht vom Glück zu ſcheiden,
Schimmernd zieht der Hoffnung Stern
Bald herauf, und du wirſt gern
Tröſtend zu dir ſelber ſagen:
Schmerz! wie du auch herb magſt ſchneiden,
Auf die Leiden folgen Freuden.

Wenn ringsum der Himmel lacht,
Bleib' ich doch dem Schmerz nur eigen.
Und, versunken in die Freuden
Meiner Wehmuth, muß ich mich,
Dem noch kein Betrübter glich,
Thränen zu vergießen neigen.
Nicht von euch will ich mich scheiden:
Geht, und wechselt meine Leiden.

Die Schiffer.

Unermüdet rollt die Welle
Holder Freuden durch die Welt;
Unglück selbst, das düster hält
Oft der Menschen Herz umzogen,
Wird der lichten Freuden Quelle;
Denn es fühlt die bange Brust
Bald der Thränen einz'ge Lust:
Schmerz ist um sein Reich betrogen,
Und, beschämt, entflieht er schnelle,
Auf das Dunkel folgt die Helle.

Der Graf.

Steig' und sink' und liebend schwelle
Wieder an, geliebtes Meer!
Mächt'ge Wogen, zieht einher,
Flieht und suchet die Vereine.
Ja, so wechselt seine Stelle
Freud' und Leid; im bunten Tanz
Flechten sie des Lebens Kranz,
Daß er hellern Lichtes scheine.
Leid ist schon der Freude Schwelle,
Murmelnd sagt mir's jede Welle.

Fortuna und der Chor der Kinder.

Scheint dich ganz dein Glück zu meiden,
Ist dein Herz von Leid erstarrt,
Denk', daß and'res Schicksal harrt,
Und lass' schweigen deine Klagen.
Wähne nicht vom Glück zu scheiden,
Schimmernd zieht der Hoffnung Stern
Bald herauf, und du wirst gern
Tröstend zu dir selber sagen:
Schmerz! wie du auch herb magst schneiden,
Auf die Leiden folgen Freuden.

Inhalt.

Seite

Biographie des Dichters 5

Gedichte.

Einsamkeit und Welt 25
Die Elemente 29
Macht der Liebe 30
Künstlerentzückung 34
Preis der Standhaftigkeit 38
Herzog Leupold vor Solothurn 40
Vertrauen 48
Maria's Erwachen 50
Mutterliebe 52
Kaiser Max auf der Martinswand in Tyrol 54
An Joseph Haydn bei Aufführung der Schöpfung im Universitätssaale zu Wien 66
Dichterloos 67
Akademien 68

7

Stanford University Libraries
3 6105 015 283 315

F1
1858
C3A6
1843
v.1

JAN 9 1984
JAN 9 1984
JAN 9 1984
FEB 27 1984

Reelg